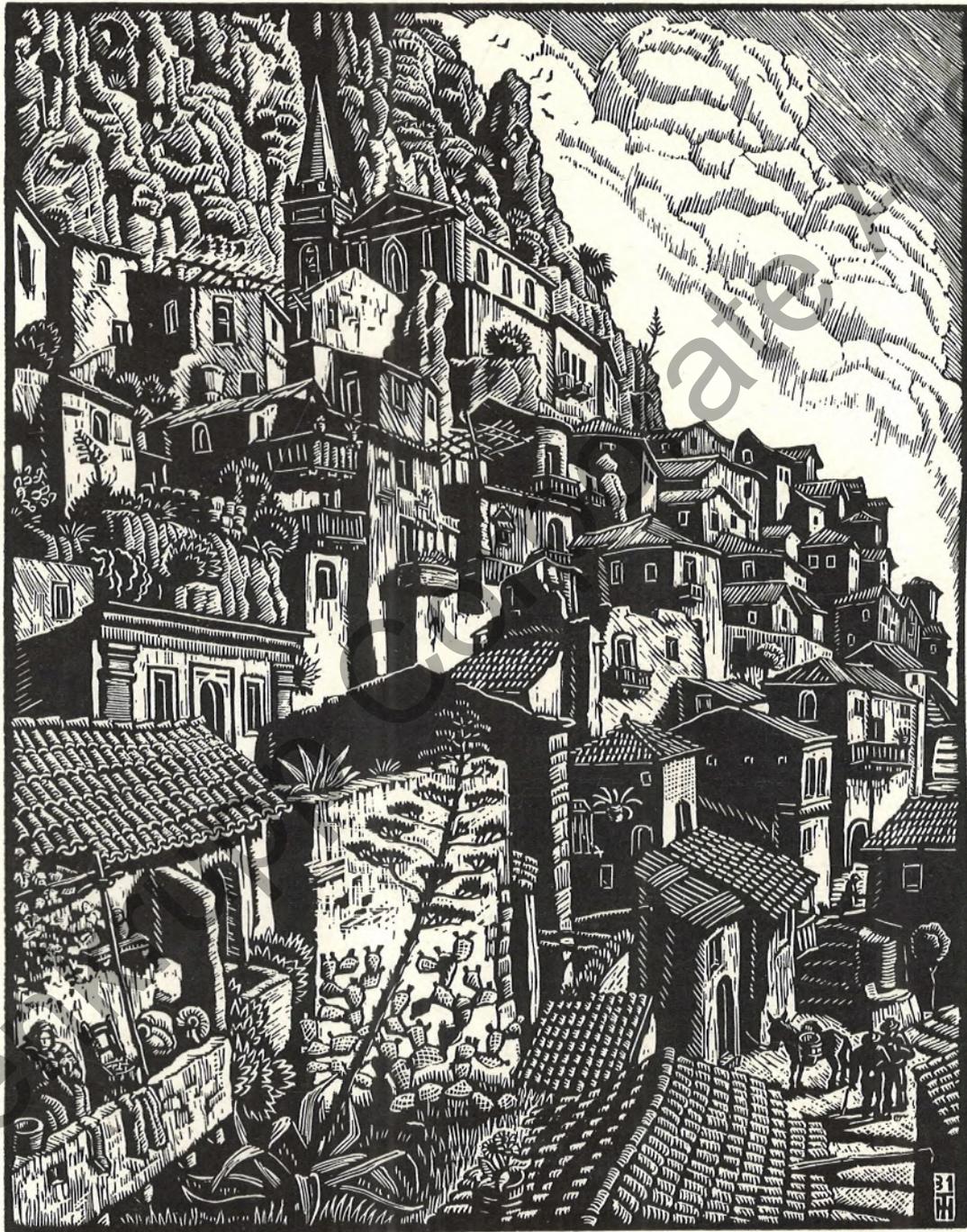


Das Werk



Bergstadt in Kalabrien.

Holzschnitt von E. Haas-Liverio.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XV. Jahrg.

Düsseldorf



September 1935

Heft 9

Das Werk

Monatschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XV. Jahrg.

Düsseldorf, September 1935

Heft 9

Das Geheimnis eines wahrhaft bedeutenden und großen Lebens ist:

zu wissen, was einen fördert,
zu finden, dessen man jeweils bedarf,
zu meiden, was einen hemmt,
zu nützen, was einem gegeben ist,
zu geben, was man geben muß,
zu versagen, wo nicht innerste Nötigung
zur Hingabe zwingt,
endlich zu erkennen, wo eines jeden
Menschen Grenzen liegen.

Leo Scheele

Heimat, Land, Nation.

Von Eugen Diesel.

Keiner von uns ist mit dabei gewesen, als die Völker entstanden, keiner unserer Vorfahren hat geschriebene Kunde über den Werdenprozeß des „deutschen Volkes“ hinterlassen. Als man von Deutschland zu sprechen begann, da lag seine „Entstehung“ schon um Jahrhunderte zurück. Die Menschen waren bei allerhand geschichtlichen und rassistischen Ereignissen dabei, ohne zu ahnen, daß eine Menschengruppe entstand, die später einmal durch Jahrtausende den Namen eines Volkes führen würde.

Um die Entstehung eines Volkes wirklich zu begreifen, müßte ein kluger Mann Hunderte von Jahren leben und beobachten können. Das deutsche Volk begann ohne Bewußtsein von sich selbst. Die Menschengruppen, in denen sich der einzelne damals vorfand, besaßen ein ebenso dauerndes und festes Gepräge, wie wir es etwa heute an unserem Volke wahrnehmen, und keiner dachte daran, daß sie wohl nur als fließende Nebenbestandteile eines entstehenden deutschen Volkes zu deuten wären. „Die Frage, wo und wie ein Volk beginnt, bleibt dunkel, wie alle Anfänge“ (Burchardt).

Zu allen Zeiten sind wir Menschen mitten in solche Vorgänge hineingestellt, die durch die Völker hervorgerufen sind, aus denen in Zukunft andere Völker werden oder auch ein Volk sich endgültig für lange Zeit reif und fest auskristallisiert. Für das Verständnis dieses Völkerprozesses bieten sich zwei Möglichkeiten: die gedankliche Erkenntnis und das nationale Erlebnis. Die gedankliche Erkenntnis wirft gleichsam von außen ihr Licht auf die Erscheinung „Volk“. Das Erlebnis des Volkes aber ist ganz einfach für jeden als Teilchen eines Volkes vorhanden. Er erlebt und erleidet das Volk mit, in das er als winziges Element des großen chemischen Prozesses eingeschlossen ist.

Dem Bewohner eines Tales, einer Ebene weht heimatlich der Wind, wachsen vertraute Blumen und Kräuter, strecken bekannte Bäume ihre Äste empor, rauscht der muntere Bach und der liebe Fluß. Stein, Wasser, Pflanze, Luft, Licht der Sonne und der Gestirne, alles spielt an dieser heimatlichen Stelle zusammen und dringt, sinnlich vereinigt auf eine Weise, freundlich in unsere Seele ein, wie sie sonst nirgends wieder auf der Erde zu finden ist. Gewiß duftet der Acker an anderen Stellen Deutschlands anders als in der engeren Heimat. Hinter dem Waldrand zeigt sich hier ein burgengekrönter Hügel, dort eine Ebene. Hier steht das Hausdach rötlich im Winkel über dem Stall, dort hebt es sich grau und mit der Scheune geradlinig vereinigt empor. Alles, was durch das Auge, das Gefühl, den Geruch in uns hineindringt und in uns sich zu einem Bilde und einem Gefühl ordnet, alles, was durch viele Jahre immer und immer wieder in uns aufsteht und zur süßen, ja nicht zu erschütternden

Gewohnheit wird, was alles gerade in diesem geistig-sinnlichen Zusammenspiel nur ein einziges Mal auf der Erde vorkommt, dieses seltsame Zwischending zwischen Natur und Gedanke, Wirklichkeit und Traum, das ist die Heimat des Menschen.

Vieles einzelne der engen Heimat wird sich in der weiteren Landschaft der Provinz, des Landes, des Reiches wiederfinden, seien es die Formen der Häuser oder die Gänse auf dem Acker, die roten Giebel oder die freundlichen Erker. Die gleichen Blumen blühen rot, gelb und blau, die Jahreszeiten wechseln ähulich über Wiese und Wald hin, und die Städtchen sind deutlich verwandt, eine ähnliche Mundart trifft unser Ohr. Aber all der Inhalt der entfernteren Landschaft wirkt doch im Gesamtspiel ein klein wenig anders zusammen, schon treten Anzeichen von Verschiedenheit auf. Mitten im noch Vertrauten beginnt die Fremde.

Bewegen wir uns immer weiter zu noch ferneren Landschaften des Vaterlandes hin, so verlischt ein Zeichen des Wiedererkennens nach dem andern. Doch nun stehen wir vor etwas Bedeutsamem: Durch das ganze Volk, das ganze Land hin bleibt ein Nest, ein allgemein dem ganzen Volk Gehöriges, das alle besitzen oder schufen, eine Verwandtschaft des Lichtes, des Ackers, der Bäume, des Grases, der Tiere, des Hauses, der Menschen. Dies alles bleibt als allgemeines Zeichen über allen Verschiedenheiten bestehen, als ergreifendes Ergebnis höherer Verwandtschaft durch das größere Schicksal, den weiteren Raum, die Sprache, das Blut. Hier spüren wir im noch sinnlich Wahrnehmbaren das Vaterland, das sich über die Heimat hinweg zu einem großartigen sinnlich-geistigen Bestand ausdehnt, der zahlreiche kleinere Heimaten in sich birgt. Vieles einzelne der Heimat, die Tracht, die Mundart, der Tanz, die Art des Weins und Biers weicht zurück, und immer größere, immer allgemeinere Züge des Lebens, das Bedeutende des Gedankens und der Geschichte, das Staatliche und das Willensmäßige treten als Wiedererkennungszeichen hervor. Die unmittelbaren, nur auf die einzelnen, die Familien und Stämme bezogenen sinnlichen Berührungen reißen ab und machen umfassenderen geistigen und sinnlichen Verknüpfungen Platz. Die Nation erscheint, obwohl sie das Sinnliche der Heimat und des Vaterlandes in sich begreift, vorwiegend durch den Willen, durch Schicksal und Geist gleichgerichtet; ein Wille freilich, der sich an allem jenem Sinnlichen und Dinglichen mit ausgerichtet hat. Die Heimat wird durch das Gemüt geformt, das Land durch die Summe aller Inhalte, die Nation durch den allen gemeinsamen Willen.

Aus „Vom Verhängnis der Völker“.



Felsritzung von Wikingerbooten bei Bohuslän (Schweden).

Die Felsritzung zeigt die Andeutung von Schiffen und Spiralen an den Steben und zwei gut gezeichnete Schiffe; im oberen schwingt ein Mann die Keule, im unteren sieht man eine Gestalt mit erhobenen Armen und links über ihr Fußstapfen. Die Arme des links eingeritzten Hakenkreuzes stehen in Wirklichkeit im rechten Winkel. Das Bild ist durch die Aufnahme von der Seite verkürzt. Das Hakenkreuz ist rechtsläufig und endet in Spiralen. Es ist der älteste Beleg für dieses Heilszeichen im germanischen Norden (um 1500 v. Chr.).

Die Germanen als Seefahrer und Vorentdecker Amerikas.

Von Dr. H. Popp, Rom.

Mit 6 Abbildungen aus W. Schulz: „Altgermanische Kultur in Wort und Bild“.*

Der englische Minister Lord Palmerston hat einmal gesagt: „Die Deutschen mögen den Boden pflügen, mit den Winden segeln oder Luftschlösser bauen; doch nie seit der Zeiten Beginn haben sie den Genius gehabt, das Weltmeer zu durchmessen oder die hohe See oder auch nur Küstengewässer zu befahren.“ Es ist das eine echt englische, durch keinerlei geschichtliche Kenntnisse getriebene Behauptung; denn aus Cäsar, Tacitus, Plinius, Strabo und anderen antiken Autoren hätte Palmerston eigentlich wissen müssen, daß die Germanen bereits im Altertum Seefahrer waren, und zwar Seefahrer, die von richtunggebender Bedeutung für die gesamte maritime Geschichte Europas wurden. Ja seine eigene Nation konnte zu einer der seegewaltigsten der Welt nur deshalb sich empor-schwingen, weil ihr alle seemännischen Instinkte aus dem Blute der Angeln, Sachsen, Jüten und Normannen, also aus dem Blute germanischer Ahnen, zugeflossen waren.

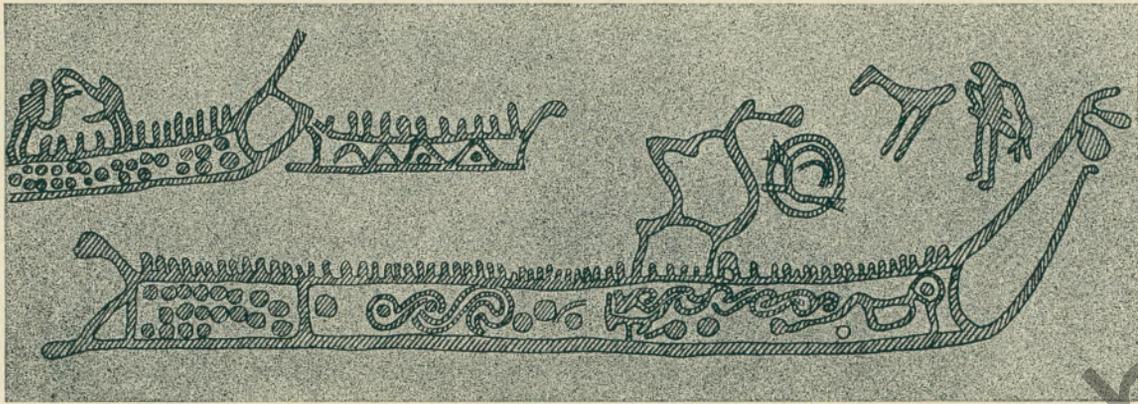
Die germanische Seefahrt reicht jedoch nicht nur ins Altertum, sondern weit in die Vorzeit zurück. Schon die vor etwa 15 000 Jahren erfolgte Besiedlung Südskandinaviens war nur auf Schiffen möglich. Von den Küsten entwickelte sich dann ein regelmäßiger Seeverkehr mit den Inseln Bornholm, Gotland und Oland, und da mancherlei Kulturreste, insbesondere Gräberformen, an der Westküste Schwedens mit denen an der Ostküste Englands übereinstimmen, so darf sogar eine direkte Verbindung über die Nordsee in jener Zeit angenommen werden. Sicher bezeugt ist sie für die Bronzezeit. Der Handel führte die Germanen aber auch südwärts. Ihr wichtigstes Ausfuhrprodukt, der Bernstein, wurde auf der

Elbe, Weichsel, Moldau und Donau über das Schwarze Meer bis nach Griechenland und Kleinasien verschickt, dort gegen andere Handelsware ausgetauscht, die dann auf dem gleichen Wege wieder nordwärts ging.

Die Vertrautheit der Germanen mit der Seefahrt wie überhaupt die Beeinflussung ihrer ganzen Denkweise durch die See geht sowohl aus der Verehrung der Meeresgöttin Nehalennia hervor wie auch aus dem Glauben an die Jenseitsfahrt der Abgeschiedenen auf dem Totenschiff und der Sitte, die toten Herrkönige auf Schiffen aufzubahren und brennend hinauszufenden auf die hohe See. Das alles spricht jedenfalls dafür, daß die Germanen in innigster und tiefwirkender Verbindung mit der See gestanden haben.

Über die Art ihrer Fahrzeuge unterrichten uns die teilweise noch der jüngeren Steinzeit angehörenden skandinavischen Felsenzeichnungen, die sogenannten „hällristningar“ (von schwedisch häll = Felsplatte und ristning = Einritzung), auf denen, wohl zur Erinnerung an wirklich ausgeführte Seeschlachten oder Landungen, oft zu ganzen Flotten vereinte und miteinander kämpfende Boote dargestellt sind. Diese Hällristningar-Schiffe sind allem Anschein nach als „genähte“ Boote aufzufassen, das heißt, ihre Spanten waren außen mit zusammengenähten Tierhäuten oder mit Streifen von Birkenrinde umkleidet, wodurch die vermutete Verwandtschaft zwischen Birke, Borke und Barke erhöhte Bedeutung gewinnt. Ueber ihre Größe läßt sich nichts Bestimmtes ausagen, sie darf aber als relativ beträchtlich angenommen werden. Vor einigen Jahren ist nun in Galtabek an der schwedischen West-

* J. F. Lehmann Verlag, München.



Felsrißung von Wikingerbooten aus frühgermanischer Zeit auf Östergötland.

Fellbespanntes Schiff, der Schiffsleib mit Bierwerk bemalt. Im Schiffe die beiden heiligen Ärte, die Sinnbilder der Zwillingsgötter. Daneben ein Schild. Über dem Schiffe rechts ein Vogel und eine menschliche Gestalt (Dreifinger). Links ragt der Hinterteil eines anderen Schiffes mit anhängendem Boot herein. Auf diesem Schiffe zwei Gestalten in dramatischer Handlung.

küste ein Schiff ausgegraben worden, dessen Alter auf die Zeit um 400 v. Chr. festgestellt werden konnte. Hier haben wir also nicht nur das älteste germanische, sondern überhaupt das älteste Schiff der Welt vor uns. Es mißt 14 Meter in der Länge, besteht ganz aus Eichenholzplanken, die klinkerweise mit Eichenholznägeln verbunden sind. Es ist zweifellos ein sehr seetüchtiges Schiff mit einer ansehnlichen Ladefähigkeit gewesen und war mit einem Segelmast versehen, aber auch zum Rudern eingerichtet. Jünger ist das 1863 im Moor von Nydam in Schleswig gefundene Schiff: ein prächtiges, ebenfalls klinkergebautes Ruderboot von 24 Meter Länge und einem Displacement von 14 Tonnen bei 40 Mann Besatzung, von denen jeweils 28 die 5 bis 6 Meter langen Riemen führten. Den beigelegenen römischen Münzen nach stammt es aus dem dritten oder vierten nachchristlichen Jahrhundert. Mit solchen scharfgebaute n flinken Booten spähnten die Germanen in alle Flußläufe und Buchten, fuhren sie, lange bevor der allgemeine Sturm auf Rom begann, an den Küsten des römischen Weltreiches entlang. Schon 47 v. Chr. erschienen nordische Raubflotten an den Gestaden Galliens, und diese Piratenzüge, die hauptsächlich von den Stämmen der Chauken, Friesen und Sachsen unternommen, bis nach England sich erstreckten, setzten sich mit kurzen Unterbrechungen bis ins neunte Jahrhundert fort. Von der Normandie aus, wo sächsische Seeräuber und Auswanderer saßen, fand um 430 jener letzte, entscheidende Angriff statt, der Britannien endgültig in die Hände der Angelsachsen brachte. Wie tief dieser verwegene Seefahrergeist den Germanen im Blute lag, beweisen auch die Burgunden, Vandalen und Goten, die sich mit Hilfe requirierter bosporanischer und römischer Flotten zu Herren des Schwarzen und Mittelländischen Meeres aufwarfen. In der Nordsee aber dominierten die Friesen, die den gesamten Verkehr zwischen dem Festland und Britannien vermittelten, von wo sie die schon damals begehrte englische Rohwolle holten, die dann in Friesland und den Niederlanden verwebt wurde. Was Menschen aus der

Herrschaft über den schwanken Kahn zu machen vermögen, haben vor allem die Wikinger der Welt gezeigt, die seit dem Jahre 800 etwa in immer wachsenden Scharen, zunächst als Piraten und Plünderer, dann als Eroberer, Kolonisatoren und Staatengründer, über die benachbarten Länder und Inseln sich ausbreiteten, als Kaufleute ihre Ladungen über den Rigaischen Meerbusen, auf der Düna und dem Dnjepr bis nach Konstantinopel verfrachteten, als Sklavenhändler ihre Kriegsgefangenen über den Kanal trieben und auf „schaumhalsigen Schiffen, vom Winde beflügelt“, den Atlantischen Ozean durchkreuzten, um ein halbes Jahrtausend vor Kolumbus Amerika zu entdecken.

Neben dem keine Gefahren achtenden Wagemut der Wikinger und ihrem Trieb ins Weite war es in erster Linie die geographische Lage ihres Heimatlandes, die zu Entdeckungsfahrten aufforderte. Zwischen Norwegen und Amerika hatte der Ozean die geringste Breite; hier bildeten die Inseln und Inselgruppen der Faröer, Island und Grönland gleichsam Etappen auf dem weiten Wege. Nach Island waren die Norweger bereits im Jahre 875 gekommen; ein Jahrhundert später entdeckte Erik der Rote Grönland, und von hier aus wurde sein Sohn Leifr durch schwere Seenot südwärts verschlagen und landete auf amerikanischem Boden. Das war im Jahre 1000. Es gab dort Dinge, die man in dem armseligen Grönland nicht kannte: wildwachsendes Getreide und wildwachsenden Wein. Danach wurde das Land „Vinland hingatota“, das gute Weinland, genannt. Leifr Eriksson gebührt also der Ruhm, als erster Europäer den neuen Erdteil betreten zu haben und der unmittelbare Vorläufer des Kolumbus

geworden zu sein. Derjenige aber, der nach der Ankunft zuerst ins Innere des Landes eindrang und die köstlichen Weintrauben fand, war ein Niederdeutscher, Leifrs Fahrtgenosse Tyrk, zu deutsch Dirk oder Dietrich. Nachdem man das Schiff mit Trauben und, was in Grönland nicht minder selten war, mit frischgefälltem Holz beladen hatte, wurde bei günstigem Winde die Heimfahrt angetreten.

Die seemännische Bedeutung kann nicht ab-



Stein von Häggeby, Uppland (5. Jahrhundert).

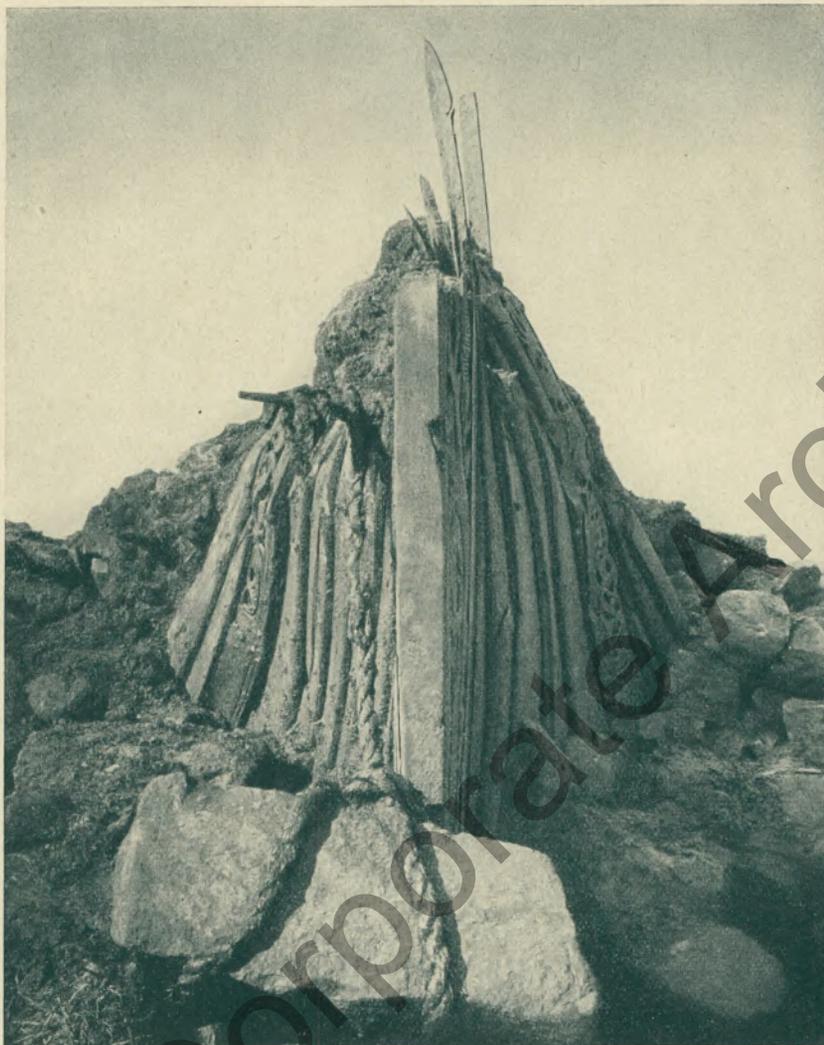
Die Vorderseite zeigt ein Schiff mit zwölf Ruderern und dem Steuermann. Wohl mit Absicht setzt dieser sein Ruder verkehrt ein, nämlich rechts. Die Fahrt geht ins Totenreich, das auch noch in spätem Volksglauben als die verkehrte Welt gilt.

Oben:
Das Wikingerschiff als
Königsgrab.

Das im Fjord von Oslo ausgegrabene sogen. Osebergschiff ist die Grabkammer der um 850 n. Chr. gestorbenen schwedisch-norwegischen Königin Aisa, die mit ihrer Dienerin im Schiff bestattet wurde. Als Grabgut wurden ihr auf drei prächtig geschnittenen Schlitzen eiserne Tragen mit kostbaren Gewändern, ihr Webstuhl, eine Kücheneinrichtung samt Handmühle und viele andere Gegenstände beigegeben.

Unten:
Das Eichenboot von Nydam.
(4. Jahrhundert.)

gegenüber der Insel Alsen in Schleswig gefunden. Ruderboote dieser Art hatten bei den Kriegsfahrten tief hinein in die Buchten und Flüsse Späherdienste zu leisten. Sie konnten leicht gleiten und mit dem prächtigen Schwunge beider Steven, die zugleich dem Anlaufe dienten, das Spritzwasser gut abführen. Das Boot ist ein durchdachtes Meisterwerk, nachgiebig gegen Stöße, widerstandsfähig gegen Leckspringen durch Austrocknen, vornehm in der Linienführung, fast 22 m lang mit 15 Bänken und 30 Rudern von 3 bis 3 1/2 m Länge. Es wurde wohl bei einer Kundschafterfahrt abgeschnitten und den Göttern als Opfer im Moore hingelegt. Es barg unzählige Waffen und Schmuckstücke ostgermanischer Herkunft, Kriegsbeute, die während des 5. Jahrhunderts durch Nachträge gleichartiger Stücke vermehrt wurde. Nach und nach überdeckte dann der Moortwuchs den Schaß.



geschwächt werden durch den Hinweis auf ihre Unfreiwilligkeit und Zufälligkeit; denn wenn auch Leif an die Küste Amerikas „verschlagen“ worden war, so hat er doch den Rückweg nach Grönland mit voller Überlegung ausgeführt, und was er dann von dem wundervollen Lande daheim erzählte, hat andere veranlaßt, die waghalsige Fahrt zu wiederholen. Sie ist zwar nicht von den welthistorischen Folgen begleitet

gewesen wie die kolumbianische, aber die Kühnheit der Leistung ist für jene frühe Zeit um so höher zu bewerten, als die nordischen Entdecker den Ozean an seinen gefährlichsten, ständig von Treibeis und Eisbergen bedrohten Teilen zu überqueren hatten. Kolumbus standen außerdem gute und bequeme Schiffe von ungefähr 130 Tonnen bei nahezu 100 Fuß Länge zur Verfügung. Die Fahrzeuge, mit denen Leif Erikson im Jahre





Wilhelm der Eroberer fährt nach England (1066).

Mit geschwellten Segeln tragen die schildgeschmückten Drachenschiffe und kleineren Boote Mannen und Roffe ins Feindesland. Teilbild aus dem gestickten Teppichstreifen der Kathedrale von Bayeux.

1000 und bald darauf sein Verwandter Thorfinn Karlsefny in See stachen, waren einfache Kielboote, die wir uns wohl in der Art jener Wikingerschiffe vorzustellen haben, wie sie in Gakstad, Sandeffjord und Dieberg gefunden wurden und heute als kostbarste Reliquien germanischer Vergangenheit im Museum zu Oslo aufbewahrt werden. Sie sind zum Rudern wie zum Segeln eingerichtet gewesen, ihre Maximallänge betrug 31, ihre Mittelbreite 6 Meter, ihre Wasserverdrängung bei voller Ausrüstung und einer Besatzung von 35 Mann nicht mehr als höchstens 25 bis 30 Tonnen. Jedenfalls waren sie Nusschalen gegenüber den reichgetakelten, mit unvergleichlich vollkommenerer Steuervorrichtung versehenen Hochbordschiffen, die Kolumbus vor dem linden Passat nach Westen treiben ließ.

Die drei Schiffe, mit denen Thorfinn Karlsefny im Frühjahr 1003 von Grönland auslief, hatten insgesamt 140 Menschen an Bord. Da sich darunter auch mehrere Frauen befanden und sogar einiges Vieh mitgenommen wurde, so scheint von vornherein die Absicht bestanden zu haben, im neuen Lande eine Kolonie zu gründen, von dort aus Getreide, Wein und Holz nach der Heimat zu exportieren und durch solchen Export Reichtum zu erwerben, war doch Leifr durch die einzige Ladung, die er im Jahre 1000 zurückgebracht hatte, ein wohlhabender Mann geworden. Mit der Polartrift kam man in südlicher Fahrt zunächst nach dem unwirklichen, nur von Polarfüchsen bewohnten Labrador, dann nach dem walddreichen Neufundland, um schließlich an der Küste von Vinland Anker zu werfen. Darunter wird auch heute noch vielfach Massachusetts verstanden und die Gegend von Boston als Thorfinns Landungsplatz betrachtet. Die Gleichsetzung von Vinland und Massachusetts beruht aber auf einer falschen Interpretation der Quellen. So weit nach Süden ist die Fahrt damals nicht gegangen, und wenn man sich streng an die schriftliche Überlieferung hält, wird man nur sagen können, daß das Land, in welchem Thorfinn und seine Begleiter sich niederließen, Neuschottland gewesen ist. Hierauf passen die Beschreibungen der Naf- und Karlsefny-Saga bis in Einzelheiten genau.

Aus diesen Sagabüchern erfahren wir nun auch, warum die ursprüngliche Absicht, in Vinland eine Kolonie zu gründen, nicht verwirklicht werden konnte. Die Lebensbedingungen waren zwar die denkbar besten: Flüsse und Meer überreich an Fischen, die Wälder voll von jagdbaren Tieren aller Art, Blockhütten, in heimatlicher Weise erbaut, boten gute Unter-

kunft. Man führte ein durch Fischfang, Jagd und Trinkgelage abwechslungsreich gestaltetes, behagliches Leben, trieb schwunghaften Handel mit den eingeborenen Indianern, die gegen kleine Stücke roten Luches kostbare Pelze und Felle gaben. Die Indianer, die sich anfangs höchst friedfertig zeigten, wurden aber mit der Zeit immer zudringlicher und begehrlicher, um zuletzt mit erdrückender Übermacht die Kolonisten zu überfallen und unter Verlust von Toten und Verwundeten in die Flucht zu schlagen. Um vor weiteren Angriffen geschützt zu sein, verlegte Thorfinn den Wohnsitz weiter nördlich; als aber auch hier seine Leute aus dem Hinterhalt durch Pfeilschüsse getötet wurden, beschloß er, die Siedlung aufzugeben. So segelte man im Frühling des Jahres 1006, sobald der Südwind einsetzte, wieder heimwärts.

Das ist unter Weglassung zahlreicher Einzelheiten das Wesentlichste, was von der germanischen Vorentdeckung der Neuen Welt überliefert wird. Alle Zweifel daran scheitern an der Unzweideutigkeit der altisländischen Berichte im Flateyjarbok und im Hauksbok. Diese sind zwar erst im dreizehnten und zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts niedergeschrieben worden, aber sie gehen unmittelbar auf das zurück, was einige Menschenalter zuvor Leifr und Thorfinn nach ihrer Rückkehr von Vinland und den Ereignissen dort erzählt und die Nachkommen treulich bewahrt und lebendig erhalten hatten.

Eine noch ältere Mitteilung über das neu entdeckte Land enthält die „Descriptio insularum Aquilonis“, deren Verfasser, Adam von Bremen, um das Jahr 1070 am Hof des Norwegerkönigs Svend Estridson weilte, wo die Skalden an froher Tafelrunde noch immer von Vinland und seinem Entdecker gesungen haben mögen. Doch wie ihr Sang, so ist auch Leifres Tat im Schweigen der nordischen Winternacht verklungen, und erst nach fast tausend Jahren hat die Welt sich ihrer erinnert und dessen ein Zeichen gesetzt in dem 1887 zu Boston enthüllten Denkmal, darauf sich der alte Stevenschmuck der Wikingerschiffe, ein Drachenhaupt, erhebt, darüber die markigstolze Gestalt eines Nordländers im eng anliegenden Kettenpanzer, in der Rechten ein gewaltiges Trinkhorn haltend, mit der Linken die Augen beschattend, als spähe er forschend in die Ferne. Auf der Vorderseite des Postamentes liest man in Runenschrift: „Leifr hin heppny Eiriks sunr“, das heißt: „Leifr, der Glückliche, der Sohn Eiriks.“

Das Südreich.

Fünf Auschnitte
aus dem
„Roman
der
Germanenzüge“^{*)}
von
Kasimir Edschmid,
mit 7 Lichtbildern
von
Kurt Hiescher

Das
Normannenkastell
San Marino.



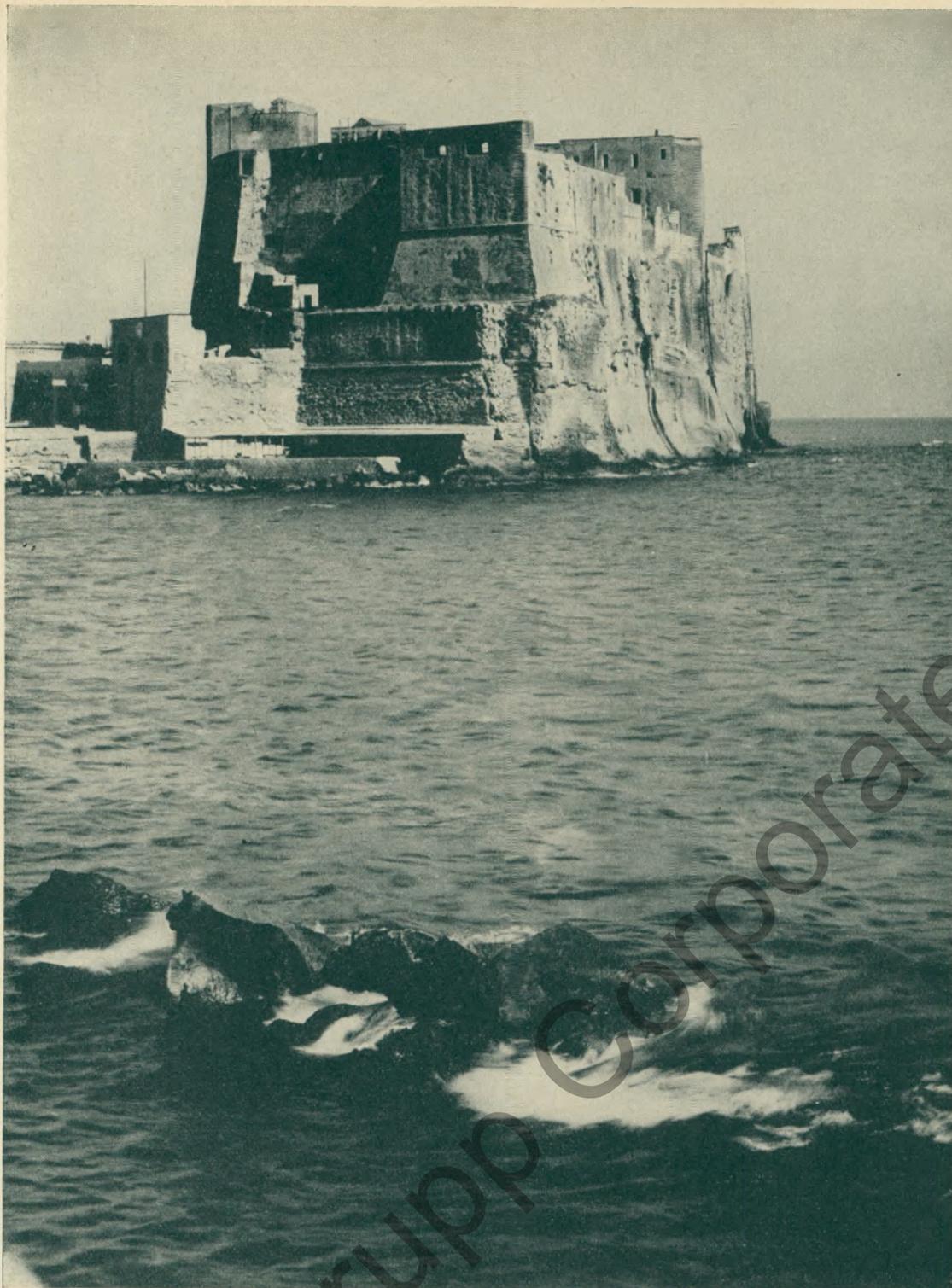
Loy sah in den großen Germanenzügen nach dem Süden mehr als die Verschwendung besten deutschen Volksblutes. Er sah in diesen jahrhundertelangen Zügen nach dem Süden und in dem tausendjährigen Ringen um ein gewaltiges vom deutschen Genius beherrschtes Südreich eine der großartigen Ausdrucksformen seiner Nation. Er sah darin das wenn auch noch so dumpfe Gefühl für eine deutsche Mission, er sah darin den deutschen Kolonisationsdrang und die Sehnsucht nach einer Aufgabe, die nicht nur in Eroberung bestand, sondern in der leidenschaftlichen Bemühung, die ewige Weltgeltung des deutschen Wesens zu beweisen.

Loy gehörte zu dem Schlag von Deutschen, die erst durch das Ferner richtig auf das Nahe hingeführt werden. Je mehr er sich mit den Problemen der großen Weltzusammenhänge und der Rolle, die Deutschland darin spielte, beschäftigte, und je mehr Länder und Kontinente er dabei sah, um so leidenschaftlicher wurde er immer wieder auf das Schicksal Deutschlands zurückgelenkt.

* „Das Südreich“, Roman der Germanenzüge von Kasimir Edschmid. 436 Seiten. In Leinen gebunden 6,80 RM. Paul Zsolnay, Verlag, Leipzig/Wien.

Er verglich die Rolle, die Deutschland in der Geschichte der Welt spielte, mit der Rolle, welche andere Völker in derselben Zeit gespielt hatten, er sah die großen Linien der eiserne gefügten Reiche Spaniens, Englands, Frankreichs, er sah die gewaltigen Kurven der großer Imperien, die in der Vergangenheit den Boden der Welt bedeckt hatten — und er sah dazwischen wie einen unbestimmbaren Witz die feurige Zickzack-Kurve der deutschen Geschichte stehen.

Und je mehr Loy das Schicksal anderer Nationen und anderer Kontinente mit dem Schicksal Deutschlands verglich, um so mehr, um so brennender, um so leidenschaftlicher wurde



Die
Normannenburg.
Castello d'ovo
bei Neapel.

sein Sinn auf die Frage der deutschen Zukunft gelenkt. Und um so quälender aber auch um so ergriffener wurde er auf die Vergangenheit, auf die großen Ideen und auf die großen Männer gelenkt, die in der Geschichte Deutschlands eine beispielhafteste Bedeutung gehabt hatten.

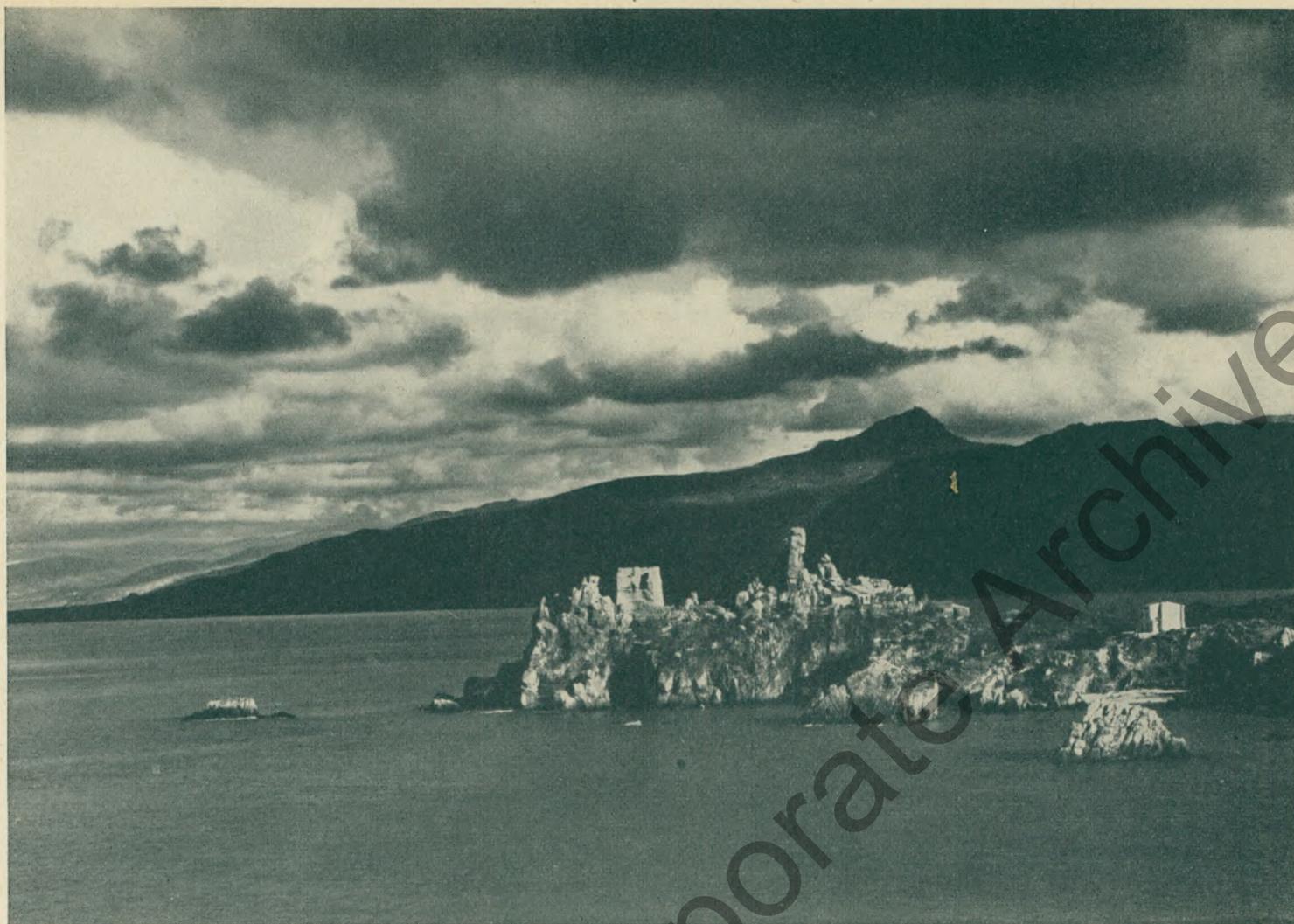
Loy sah in den großen Germanenzügen nach dem Süden mehr als die Verschwendung besten deutscher Volksblutes. Er sah in diesen jahrhundertlangen Zügen nach dem Süden und in dem tausendjährigen Ringen um ein gemeinsames vom deutschen Genius beherrschtes Südreich eine der großartigen Ausdrucksformen seiner Nation. Er sah darin das, wenn auch noch so dumpfe, Gefühl für eine deutsche Mission, er sah darin den deutschen Kolonisationsdrang und die Sehnsucht nach einer Aufgabe die nicht nur in Eroberung bestand, sondern in der leidenschaftlichen Bemühung, die ewige Weltgeltung des deutschen Wesens zu beweisen.

Und aus diesem Grunde fuhr nun Loy, der sich schon früh dem Studium der großen Rassen- und Völkerbewegungen zugewandt hatte, auf einer Straße, die scheinbar rückwärts und

in die Vergangenheit führte — die für ihn aber wie die Entzweiung eines der großen Geheimnisse des deutschen Wesens und der deutschen Zukunft war. Es war die Straße, die anderthalb Jahrtausende früher seine Vorfahren nach dem Süden gegangen waren, die Straße, an deren Seiten merkwürdige germanische Staaten und Reiche standen und an deren Ende sich der zauberhafte Bau des vom deutschen Genius geleiteten Hohenstaufenreiches erhob.

Und Loy, dem keine innere Erleuchtung aus Büchern und aus Theorien kam, sondern nur aus den Tatsachen und Dingen der Welt selbst, fuhr in die Welt der vergangenen Germanenreiche des Südens hinein, um ihre Dokumente, ihre Denkmäler, ihre Burgen, Schlösser, Kirchen, Städte und Türme — und damit ihre Ideen, ihre Geheimnisse und ihre Zukunftssymbole zu erleben.

Denn Geschichte hatte für ihn nur Bedeutung im Sinn der Begeisterung, die sie einflößte und im Sinn der Lehren, die sie einem Volke für seine Zukunft gab . . . einerlei, ob diese Lehren bittere Gedanken oder glühende Versprechungen enthielten.



Normanncastell Cefalu an der Nordküste Siziliens.

Wußte in Deutschland noch jemand etwas davon, fragte sich Loy, daß hier in Mittel- und Süditalien, daß hier in den Abruzzen und am Golf von Neapel und am Golf von Sorrent fünf Jahrhunderte lang unabhängige deutsche Fürstentümer bestanden hatten? Wußte jemand etwas davon, daß, nachdem das große Longobardenreich im Norden schon zerfallen war, im Süden noch große Longobardenfürstentümer bestanden hatten, und daß sie auch unter den Normannen und Hohenstaufen noch als deutsche Gründungen weitergelebt hatten — beinahe siebenhundert Jahre lang...

Loy wußte, daß sich in dem Gebirge hier noch eine Unzahl alter deutscher Bräuche erhalten hatte — seit der Zeit her, wo die deutschen Longobarden hier noch ihre alten Götter verehrt hatten, ihren Tor bewundert und ihrem Odin schöne Haine gewidmet hatten.

Die Bauern warfen jetzt noch auf die Leichen ihrer Kinder Blumen und Zuckerzeug. Die Bauern entließen ihre Töchter jetzt noch in die Ehe, indem sie ihnen Geld in den Schoß warfen und dabei ins Gesicht schlugen. Die Bauern ließen auf Johannis die Bergspitzen von den Feuersäulen ihrer Feste erglühen. Zur Feier des Wintereinzugs buken die Bauern Hörner, das alte Opferessen. Und wenn die Männer starben, dann legten ihnen die Verwandten die Pflugchar neben den Kopf, um ihnen das Sterben leichter zu machen.

Es war eine Menge deutschen Blutes, das sich ja wie kein anderes nationales Blut in die ganze Welt hinaus verströmt hatte, in dieser Hirteneinsamkeit der Abruzzen erhalten geblieben. Und Loy dachte daran, daß es Gelehrte gab, die behaupteten, daß es an vielen Stellen Süditaliens mehr deutsches Blut in der Bevölkerung gebe als im deutschen Osten, der doch erst nach dem Zusammenbruch des deutsch-romanisch-orienta-

lischen Südreiches kolonisiert und zu einem von Deutschen beherrschten deutsch-slavischen Raum umgestaltet worden war.

Loy dachte an die wunderbaren Schicksale, die dem deutschen Blut beschieden gewesen waren und an die immer noch nicht Wirklichkeit gewordene endgültige Aufgabe, die nach so vielen tragischen Untergängen dem deutschen Volk bestimmt sein mußte.

Die Deutschen und ihre Vergangenheit.

Loy hatte sich oft in Deutschland die Frage vorgelegt, warum die besten Deutschen seinerzeit sich mit solcher Distanz, ja meist sogar mit einer bestimmten, wenn auch wohlmeinenden Ironie ihrer germanischen Frühabstammung erinnerten. Es war jahrzehntelang in der Tat doch so gewesen, daß die Erinnerung an das frühe Germanentum als eine Beschwörung der Barbarei und als eine Anerkennung alles dessen, was nicht human, was kulturlos, was wild und was ohne Zusammenhang mit Antike und Mittelmeer war, gegolten hatte.

Loy erinnerte sich hingegen daran, wie er zum erstenmal den heiligen Tempelbezirk der Germanen in Trier besucht und die Ausgrabungen gesehen hatte, und wie mächtig ihn dieser Ruf aus der Vergangenheit getroffen hatte. Er erinnerte sich daran, wie er auf der Universität die gotische Übersetzung der Bibel gelesen hatte, die der Bischof Wulfila für die in Bulgarien und Serbien damals lagernden Westgoten angefertigt hatte. Wie kolossal, wie mächtig, wie stolz war die Sprache der Westgoten dahergedröhnt. Und diese Sprache war nur wenige Jahrzehnte früher niedergeschrieben worden, ehe Marich, der blonde Löwenhaste König, die Westgoten nach Rom geführt und Rom genommen hatte.

Freilich — die Germanen hatten in ihrer nördlichen Bärenheimat keine Millionenstädte hinterlassen, keine phantastischen Paläste und Tempel gebaut, keine reichen Kolonien gegründet und keine goldbeschlagenen Flotten im Dock gehabt wie die Römer, die Phönizier, die Griechen, die Perfer, die Assyrer und die Ägypter.

Aber diese Germanenstämme waren dafür das ungeheure Kräfteerreservoir gewesen, welches die Vorsehung im Norden aufgespart hatte, um eines Tages durch sie die ganze Erde zusammenzuwerfen, die antike Welt zu liquidieren — und auf der Basis der Germanenrassen ein neues Weltbild und eine neue Ordnung der Völker zu schaffen, ohne welche das Christentum niemals den Angriffen des Orients widerstanden hätte.

War dieser blühende unwiderstehliche Kräftefluß an Menschen nicht wunderbar, der aus den Waldländern Deutschlands, aus den Schneesteppen des Nordens, aus den Eisgegenden Skandinaviens jahrhundertlang in den Süden hinuntergeflossen war ... Jahrhundertlang mit immer neuen Völkern, mit Wagenburgen, mit Herden, mit Städten aus Zelten? Und war es nicht seltsam, wie bei ihrem Nahen die Schutzwehr der antiken Welt, welche jahrhundertlang wie Stahl gehalten hatte, zusammenfiel, als sei sie Pappe? Und war es nicht fast ungläubhaft, daß diese Germanenborden plötzlich in Form straff zentralisierter Reiche das ganze Mittelmeerbecken von Konstantinopel bis Karthago und von Ravenna bis Gibraltar beherrschten?

Und stand nicht fast noch wunderbarer neben der Helligkeit des Beginns die tödliche Dunkelheit des Ausgangs dieser germanischen Eroberungszüge?

Hatte die Vorsehung den Germanenreichen im Süden nicht immer nur eine kurze glühende Spanne Zeit gegeben, um zu befruchten und zu herrschen — und hatte sie die Germanenreiche dann nicht sofort mit einer Grausamkeit und einer Zielklarheit ausgelöscht, die unfaßbar wäre ohne den Gedanken, daß die Germanen nur für eine noch größere Mission in dem Raum der übrigen Welt aufgespart worden waren?

Warum hatten nicht viele Menschen in Deutschland ein Gefühl für diese Zusammenhänge und diese merkwürdigen Symbole der Geschichte?

Denn es war doch offensichtlich, daß der Heerzug der Deutschen in den Süden, unter dem die Erde jahrhundertlang gedörrt hatte, nur eine Ausübung derselben Energie gewesen war, mit welcher die Deutschen sich ihre ganze spätere Geltung in der Welt verschafft hatten. Die Heereszüge in den Süden zeigten dieselbe Organisationsfähigkeit, dieselbe Phantasie, dieselbe Fähigkeit und dieselbe Sachlichkeit, womit die Deutschen in allen ihren späteren Werken die Welt verblüfften hatten. Und die Spannkraft, mit welcher die Züge der deutschen Völker in den Süden sich ergossen hatten und in Italien, Spanien, auf dem Balkan und in Afrika sich neuen Lebensraum gesucht hatten, war dieselbe Spannkraft, mit welcher die Deutschen später ihre Maschinenwerke, ihre Erfindungen, ihre Flugzeuge, ihre präzise gearbeiteten Flotten über den Erdball geschickt hatten ... Es war dieselbe Spannkraft, von der befeuert unzählige Deutsche als Ingenieure, Ärzte, Generale, Entdecker, Kolonisatoren, Konstrukteure, Lehrer und Volkserzieher die Welt überschwemmt hatten.

Wenn es also Gründe dafür gab, daß viele der besten und reichsten deutschen Geister diese Zusammenhänge nicht empfunden hatten, so waren das tragische und typisch deutsche Gründe gewesen. Sie lagen in der Kampfbereitschaft, welche die Deutschen immer gegeneinander besetzt hatte, und sie lagen auch in der Kampfbereitschaft, welche die Deutschen gegen das Meiste gehabt hatten, was zu ihrem Heil im Lauf der Geschichte erschienen war. Es waren dieselben Gründe, welche Deutschland zum Austragsplatz aller Kämpfe gemacht hatten, die je Europa durchbebt hatten.

Es gab eine deutsche Tragik, die genau so bestimmt national ausgeprägt war, wie es ein deutsches Schicksal gab, das ebenfalls vollkommen national begründet war. Und diese ewige deutsche Tragik war jener Tragik nicht unähnlich, mit welcher die deutschen Germanenreiche im Süden aufgespalmt und mit einem brutalen Zusammenbruch wieder verschwunden waren.

Und aus diesem gleichen Grunde war auch der deutsche Pessimismus, wenn er einmal die Macht erhielt, so furchtbar und so lähmend wie kein anderer nationaler Pessimismus gewesen ... und deshalb war ein nationaler Aufschwung in Deutschland auch so ungeheuerlich, so fanatisch, so radikal wie in keinem anderen Lande der Welt. Auch das waren übrigens Gründe, weshalb außerhalb Deutschlands kein Mensch die Deutschen richtig begriff.

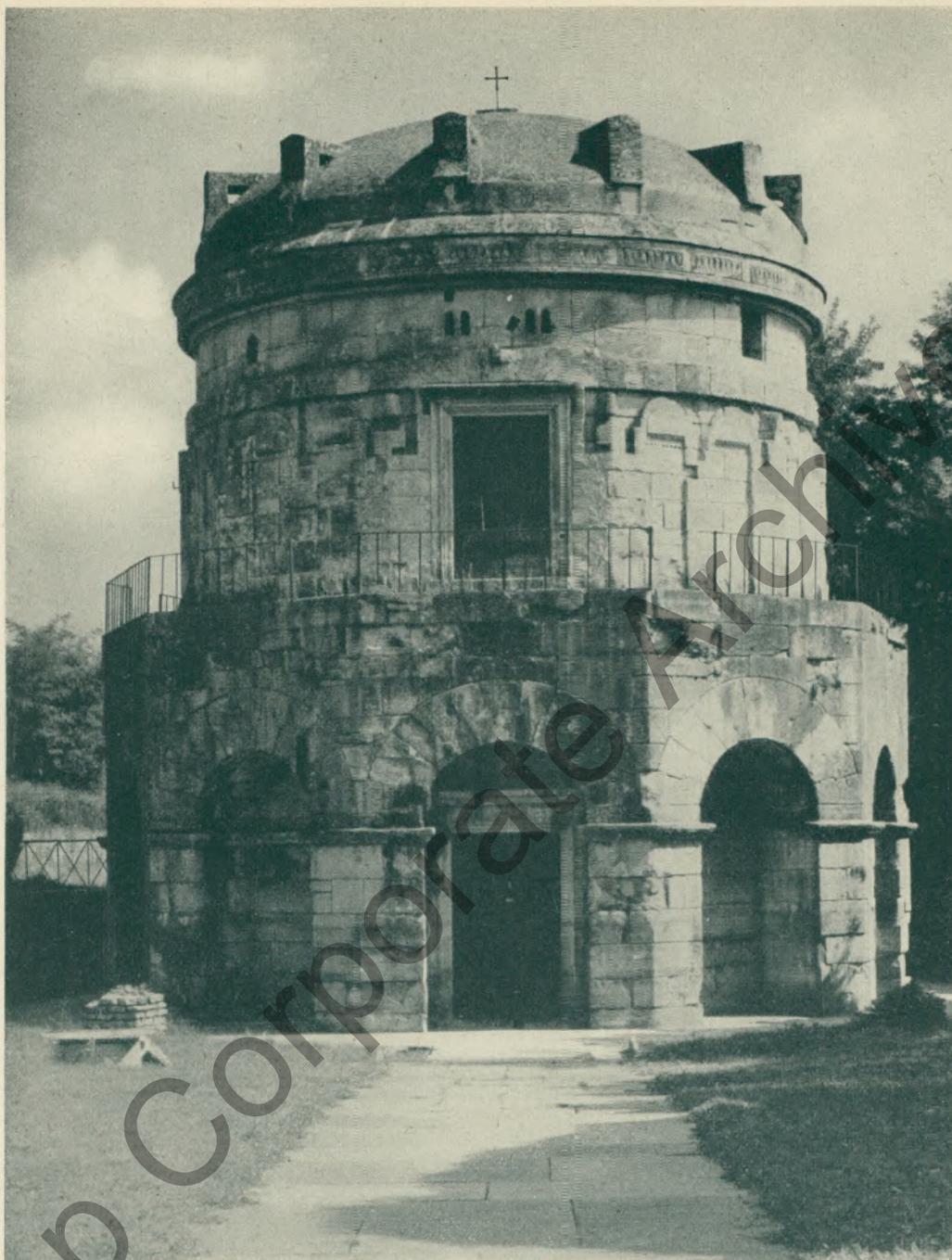
Alle diese Dinge aber hatten für Loy wohl etwas Tragisches, aber sie hatten für ihn nichts Niederschlagendes — sie waren ihm vielmehr die großen Versprechungen und die starken Hoffnungen auf die kommende glückliche Zeit Deutschlands. Denn er sah darin, daß seine Landsleute nie ihr Ziel ganz erreichten, einen tiefen und weisen Sinn der Vorsehung. Für sein Gefühl war Deutschland deshalb so seltsam, so kurvenreich, so abgerissen geführt und geleitet, damit es eines Tages als die große Lösung in der Hand der Vorsehung zu einem dauernden Reich aufzusteigen bereit und gerüstet sei. Und so viel ihn auch an Deutschland und seinen Fehlern kränkte, beleidigte und entsetzte — um so unbeirrter schaute er nur auf den Weg, den Deutschland zu gehen hatte.

Und weil er gerade in den scheinbar planlosen gigantischen Zügen deutscher und germanischer Heervölker nach dem Süden eine Symbolkraft sah ... und weil er aus diesen Zügen und ihrem Ablauf diese Belehrungen empfangen hatte — zog ihn der Plan an, die Stätten und die Dokumente der deutschen Südreiche zu sehen und zu erleben. Es reizte ihn, der ohne Vorurteile war, der seine nationale Einstellung nicht durch Beschwörungen, sondern aus den Erlebnissen seines Blutes und Geistes gefunden hatte, es reizte ihn bis in die Tiefe seines Wesens, die Kurve der deutschen Geschichte und des deutschen Schicksals an den gloriosen und an den tragischen Orten des deutschen Südreichs zu verfolgen.

Durch das südliche Longobardenreich.

Obwohl es dunkel war, obwohl es regnete und obwohl die Nacht undurchdringlich war, konnte Loy sich nicht von dem Gedanken befreien, daß, mochte in Rom und in Oberitalien jahrhundertlang herrschen, wer wollte, in dieser Landschaft hier bis tief in den Süden und bis Afrika deutsche Fürstentümer geherrscht hatten, deutsche Städte gestanden hatten und deutsch gesprochen worden war.

Hier hatte deutsches Vieh jahrhundertlang gestanden. Hier hatten deutsche Bauern den Pflug über die Äcker geführt. Hier hatten deutsche Pferde gewiebert. Hier hatten deutsche Knechte die Wagen mit der Ernte in die Scheuern gefahren. Hier hatten deutsche Ritter ihre Burgen gehabt. Hier wurde damals deutsch getanzt, deutsch geliebt. Hier wurde deutsch der Frühling besungen und deutsch die Einkehr des Winters gefeiert. Hier hielten deutsche Männer Gericht. Hier starben deutsche Männer in Verteidigung des Landes, das sie als ihren Boden und als ihre Heimat empfanden. Hier in der heißen, im Herbst noch glühenden Landschaft an den göttlichen Golfen saßen einst deutsche Geschlechter bis tief in die Abruzzen hinein, in deren Tälern heute noch die Sitten aus einer Zeit im Umlauf waren, von der in Deutschland selber nicht mehr viel bekannt war. Hier in diesem Landstrich, über den der warme Regen jetzt herunterfauste, in diesem Landstrich, der dunkel wie die Hölle um Loy herumstand, waren blonde deutsche Männer hin und her gegangen wie am Rhein und wie am Neckar, viele Jahrhunderte lang und hatten Städte gebaut und Städte besessen wie Capua, wie Benevent, wie Salerno ... und diese



Grabmal
Theoderichs
in
Ravenna.

Städte waren Städte gewesen wie Worms und Speyer, Mainz und Köln.

Loy überlegte sich wieder, welchen Sinn das Lesen und Lernen von Geschichte im Grunde eigentlich hatte, wenn es sein konnte, daß alles das, was er jetzt empfand und was er tief in seinem Blute wirken spürte, ihm so unbekannt gewesen war wie irgendeine Sitte der Eskimo. Warum, fragte er sich, hatte er das nicht gewußt? Wer wußte diese Dinge überhaupt in Deutschland? Wen kümmerte das in Deutschland — und warum lehrte man das nicht in Deutschland?

Freilich — Loy wußte sehr wohl, welcher Unterschied darin bestand, ob man Geschichte las, oder ob man Geschichte an den Stellen erlebte, wo sie sich abgespielt hatte. Loy hatte auf der Schule und auf der Universität einen Haufen von Geschichte gelernt, sie hatte ihn auch interessiert, aber sie war ihm nicht ins Blut gegangen. Ins Blut gegangen war sie ihm erst, als er vor den Trümmern von Athen, von Sparta, von Troja — als er in Jerusalem, an den Pyramiden, an den Dardanellen, auf dem Forum Romanum und an den Trümmerstädten der Assyrier, Hettiter, Babylonier, Kreter und Ägypter stand. Erst da war ihm wie ein Blitz die Gesetzmäßigkeit aufgegangen, nach der Reiche entstanden, Völker sich strahlend erhoben und versanken und Kulturen aufwuchsen und erlahmten und nach

der die Erdkugel von Kreis zu Kreis in immer neue Ströme des Geschehens eintrat.

Loy hatte die Ideen, welche, aufeinanderfolgend, die Welt beherrscht hatten, nicht aus Büchern erfahren, sondern er hatte sie kennengelernt an den harten Linien der Länderküsten, an den seltsamen Charakteren der Rassen, welche die einzelnen Länder bewohnen, an den Kanälen, welche die Rassen verbanden und an den Gebirgen, welche sie trennten.

Es war der Ausbreitung der Idee des Griechentums gefolgt, indem er den griechischen Tempeln gefolgt war, die Europa und Asien schmückten. Er war dem Zug der Idee des Römerreichs gefolgt an der Schwur der Kastelle, welche ihr eisernes Band um die Erde schlangen von Trier bis in den Libanon und von Nîmes bis in den Balkan, von Afrika bis zu den Säulen des Herakles. Er war dem Zug der Araber gefolgt von den arabischen Wachttürmen in Portugiesisch-Ostafrika bis zu den Wachttürmen an der Niziera, von den Wachttürmen Marokkos bis zu den Wachttürmen am Golf von Neapel, von den Wachttürmen des alten Karthago bis zu den Wachttürmen an der Küste Palästinas.

Er hatte den Stand, die Kraft, die Explosionsfähigkeit und die ganze Struktur der heutigen Welt nicht aus den Büchern ihrer Staatsmänner und nicht aus den Kommentaren ihrer

Presse beobachtet — sondern aus der Kenntnis der Grenzen, der Anschauung der Völker selbst. Er hatte die Welt von den Kanonensfelsen von Gibraltar her, den Forts am Suezkanal, dem Betongürtel auf der linken Rheinseite, den Forts am Hellespont und den Bombenflugzeuggeschwadern der Yankeeas am Panamakanal aus erlebt.

Und so hatte er auch die Geschichte Deutschlands nicht nur durch die Bücher und die Temperamente der verehrten Lehrer, zu deren Füßen er gesessen hatte, in sich aufgenommen, sondern er hatte sie erlebt in ihren Symbolen selbst am Rhein, am Neckar, im Odenwald, in den Schlössern der Deutschritter und an den Grenzen, die Deutschland früher bis weit in den Westen und in den Süden ausgedehnt hatte. Und so, mit dieser Einstellung, war Loy überall dem Zug der deutschen Geschichte gefolgt. Er hatte alle ihre Erschütterungen, ihre Erhöhungen, ihre Triumphe immer mitgeföhlt, wenn er in Arles das Zeichen Barbarossas am Kreuzgang von St. Trophime sah, wenn er im palästinensischen Akko die Kreuzritterburg sah, wo die Deutsch-Ordensritter gestanden hatten, wenn er in der Grabeskirche von Jerusalem die Stelle sah, wo Friedrich der Zweite sich die Krone des Königreichs Jerusalem selber aufs Haupt gesetzt hatte, wenn er in Hypern und Rhodos die Kastelle der Deutschen erblickte, wenn er in Dalmatien die Stellen sah, wo ihre Flotten gelandet waren, wenn er im vorderen Orient die Landstriche sah, wo ihre Fürstentümer gestanden hatten, wenn er die Spuren der deutschen Ausdehnung an den Küsten Afrikas, Kleinasiens erblickte — kurz, wenn er den ganzen Raum des Mittelmeeres vor Augen sah, das ja der große Raum der deutschen Auswanderung aus der deutschen Enge heraus gewesen war, ehe es Länder wie Amerika und Australien und Kolonien in Afrika gab . . . den Raum des Mittelmeeres, der ja der heroische Raum der deutschen Auswanderung und der frühen deutschen Kolonisierung gewesen war.

Loy dachte daran, daß von dem Augenblick ab, wo Marich seine blonden Völker zum Busento geführt hatte, das römische Reich zusammengebrochen war und daß von dieser Zeit ab, wenn etwas Großes aus der Geschichte Italiens heraustrat, dies ein Germanenzug war. Hundert Jahre nach dem Tod Marichs war über Italien schon das Reich des Ostgoten Theodorich aufgerichtet — und in Ravenna, seiner Hauptstadt, erzählten heute noch die Basiliken und die Trümmer der Paläste von der Stärke dieses Reichs. Und wiederum hundert Jahre später erhob sich über den Trümmern des Gotenreichs das große Longobardenreich.

Und in dieser ganzen Zeit waren die Feinde dieser germanischen Reiche auf italienischem Boden meist nicht die Römer und nicht das römische Reich — das es nicht mehr gab. Sondern die Feinde der deutschen Reiche waren die Griechen aus Konstantinopel, deren Reich die einzige Großmacht war, welche aus der antiken Zeit sich erhalten hatte . . . die Feinde der Deutschen waren Griechen aus dem Orient und Araber aus dem Orient. In Süditalien wurde damals griechisch und arabisch und deutsch gesprochen. Jede dieser Sprachen hätte die Landessprache werden können. Und wie sähe die Welt heute aus, dachte Loy, wenn sich aus dem Dialekt der Longobarden die italienische Schriftsprache entwickelt hätte . . .

Man könnte, mit gewissen Vorbehalten natürlich, aber man könnte in der Tat unter allen Umständen, wenn man wollte, die italienische Epoche von dem Jahre 400 ab bis zum Jahre 1268, wo der letzte Hohenstaufe, der Dichterknabe Konradin in Neapel auf der Piazza Mercato hingerichtet worden war, als deutsche Geschichte schreiben. Warum tat man das nicht? Warum wich man in Deutschland diesem Teil der deutschen Geschichte immer aus, als ob sie eine (reine) Phantastik gewesen sei, während sie doch, mochte der Ausgang gewesen sein, wie er wollte, nichts anderes war als ein Höhepunkt des Volkes, als eine gesetzmäßige Notwendigkeit der Geschichte

und als ein Symbol der ungeheuren Expansivkraft und des Kolonisationsdranges der Deutschen. —

Und war die vielgerühmte Auswanderung der Deutschen nach Amerika, nach Palästina, nach Australien, in alle Länder der Welt, wo sie als eines der besten Guthaben Deutschlands jetzt saßen — war das im Grunde, fragte sich Loy, nicht derselbe, wenn auch weniger glänzende und weniger heroische Zug, der einmal die Völker der Vandalen, der Longobarden, der Goten mit Herden und Kriegsmaterial, mit Wagenburgen und Divisionen, mit Weibern und Pferdekorralen in den Süden und zur Aufrichtung eigener Reiche geführt hatte?

Sie hatten hier wie dort ihre Äcker gesucht und bestellt, ihre Ernten eingefahren, ihre Lieder gesungen, ihren Handel getrieben, ihren Anspruch angemeldet und ihre Arbeitsergebnisse verteidigt.

Und Loy kam es, je mehr er diesen Gedanken nachhing, so vor, als ob er über deutschen Boden führe.

Gedanken im Dom von Palermo.

Loy wußte, daß die meisten Deutschen diese Staatsidee und dieses Reich einen Traum nannten. Er wußte, daß die meisten redlichen und um Deutschland besorgten Menschen seinerzeit diese südliche Ausspannung des deutschen Imperiums nüchtern als eine Vergeudung und eine Ausschweifung, ja als eine Verkennung der deutschen Mission ansahen. Er wußte auch, daß Leute, die heroisch eingestellt waren, Leute von der erbitterten Heimatliebe Platens in diesem Unternehmen wahrscheinlich mehr den tragischen Schwung und mehr die heroische Vernichtung gesehen hatten als die positive Idee, die in diesem Reich sich ausgeprägt hatte.

Loy aber sah in diesem Reich nur die Größe und die Erhöhung des deutschen Wesens auf ein bisher unerreichtes Maß. Er sah in dem Imperium der Hohenstaufen keinen „Traum“, sondern nur das traumhaft große Sichrecken des wahren deutschen Genius. Und er war auch überzeugt, daß wirkliche Geschichte nie nur mit nüchternen Menschen und mit praktischen Parolen gemacht werden konnte, sondern immer nur mit „Träumen“. Denn welche große Ummwälzung der Historie, welche große Revolution war nicht vierzehn Tage vor ihrem Gelingen noch anders denn als ein Phantasiegebilde und als ein sonderbarer Traum angesehen worden?

Daß aber das Haus Hohenstaufen schließlich mit höllischer Tragik an diesem Traum zugrunde gegangen war und daß dieser Traum mit einer furchtbaren Vernichtung geendet hatte . . . das sagte für Loy weder etwas gegen die Höhe noch gegen die Tatsächlichkeit noch gegen die Kühnheit dieses Traums.

Aber — so wie ein Traum gewöhnlich gedeutet wird, nämlich als etwas Unerfüllbares, als etwas der Wirklichkeit Fremdes — in diesem Sinne war überhaupt nichts in der Politik der Hohenstaufen. Die Staufer waren weder „vom südlichen Abenteuer berauscht“ noch waren sie „Imperialisten und Eroberer, die nicht genug bekommen konnten“. Das waren Formulierungen einer Geistesart, die weder die Welt in ihren großen Zusammenhängen zu sehen vermochte noch sich selbst auf eine Ebene zu erheben verstand, die über dem Gesichtspunkt eines nur nüchternen Denkens lag.

Die Hohenstaufen hatten wirklich keine „Eroberergelüste“ — sie waren lediglich dazu ausersehen, eine neue Weltordnung einzuleiten, sie waren das Werkzeug der Geschichte, die immer in riesigen und nie in kleinen Zusammenhängen dachte . . . sie waren geniale Aufspürer der tiefen Absichten, welche die Vorsehung hatte . . . sie verfolgten lediglich den höchsten Sinn, der in ihrer Zeit lag . . . und diese höchste Mission ihres Zeitgefühls zwang sie einfach dazu, den Orient an das Abendland zu binden, Jerusalem, Rom und Bagdad und Deutschland zu einer Einheit unter der Führung Deutschlands zu verschmelzen



Normannenkastell
bei
Majori.

— zu einer Einheit, deren Dauer damals kaum etwas anderes im Wege stand als das Schicksal selbst.

Denn das Schicksal hatte für Deutschland — das war eine der Grundwahrheiten, die Loy in seinem Leben gefunden hatte — seltsamere Wege und merkwürdigere Kurven, höhere Aufstiege und tiefere Abgründe vorgeesehen als für die meisten Völker.

Loy hatte genug über die besonderen Tugenden der Deutschen und über die besonderen Fehler der Deutschen nachgedacht, um zu wissen, daß die wesentliche Tragödie Deutschlands darin bestand, daß die Deutschen das Vermögen an Geist und Tugend, das sie besaßen, nicht in Einklang bringen können mit ihrem Talent, einen richtigen Staat zu bauen. Diese Tragödie ging durch die Jahrhunderte hindurch. Und durch diesen Zwiespalt hatte die Mission, die Deutschland wie jede Nation von Stolz und Bedeutung besaß, niemals auf die Dauer ihren vollgültigen Ausdruck erhalten.

Hingegen hatte die Mission, welche andere Völker, wie etwa

die Franzosen, die Engländer, die Italiener in ihrem nationalen Charakter besaßen, sich längst schon klar in der Geschichte dieser Nationen ausgedrückt, ja diese Nationen waren bereits durch die ihnen innewohnende und sichtbar gewordene Mission geprägt, erfüllt, zum Teil daher verbraucht und für große Aufgaben der Geschichte nicht mehr in vollem Maße interessant.

Die Mission der deutschen Rasse aber war, von wunderbarem kurzen Aufblühen abgesehen, immer verdeckt geblieben durch die noch nicht gelungene Vereinigung der beiden Hauptzüge, welche das besonders Deutsche ausmachen — den Hang der Deutschen zur Macht und den Hang der Deutschen zum Geist.

Jirgwein seltsames Spiel der Vorsehung hatte es immer und immer wieder verhindert, daß diese Vereinigung die einmal können mußte, sich bereits stet und dauernd hatte vollziehen können.

Aber hier — in diesem Reich, unter diesem Mann, in der Gestalt dieses Imperators, in der Fülle der geistpolitischen



Der Dom von Palermo
die Grabstätte Friedrichs II.

Figur des zweiten Friedrich — hier hatte sich die Mission der Deutschen einmal offenbart. Und Loy war es, als ob ihn vor der Fülle dieser Harmonie etwas wie ein Wunder anrühre und als ob der Traum von Deutschland, den er wie jeder gute Deutsche in sich trug, ihn hier in einer Körperlichkeit und Wahrheit entgegentrete, wie er es kaum zu ahnen gewagt hätte.

Er sah vor diesem Sarkophag die Energiemenge, die das deutsche Volk in ungeheurer Masse während seiner ganzen Geschichte durchzogte, die Energiemenge, die niemals nachgelassen aber kaum je Ausdruck gefunden hatte ... wie in einem Panzer gestaut, ersch die Energiemenge, die Deutschlands Körper durchfloß, mit fast höllischer Klarheit — und er sah, daß diese Energiemenge vom Lauf der Geschichte noch kaum berührt und nicht im geringsten verbraucht war.

Damals, als Friedrich der Zweite das Reich über das Mittelmeer ausgedehnt hatte, als Sypern, Malta, Sardinien, Jerusalem, Marokko, Ungarn, England, Tunis, Sizilien, Antiochia, Syrien, die Provence die Balearen, ja selbst Byzanz sich vor der deutschen Kaiserkrone neigten ... damals suchte der Energiestrom des deutschen Wesens sich zu entfalten in einem Reich, das die Welt umfaßte — aber nicht im Sinne der Tyrannei, sondern im Sinne der Vermählung aller

großen Kräfte des geistigen Deutschland mit allen Gewalten und Kräften, welche die südliche Welt besaß.

Das Imperium der Deutschen unter Friedrich war kein Imperium der Gewalt, sondern ein Reich, das von den Gesetzen des Geistes geleitet war und das die Kraft seiner Machtfülle diesen Ideen in seltsamer Gleichung hinzugefügt hatte. Dies war, auch wenn der Ausgang höllisch war, ein Glanz- und Höhepunkt ohnegleichen und eine nationale Entfaltung der edelsten und harmonischsten Art. Und gerade weil diese Epoche so kurz war, erschien das Kraftreservoir, das Deutschland noch besaß, von jetzt selten unerlöst, vielfältig und stark.

Dies schien ihm für Deutschland eine Zukunft zu bedeuten, die vielleicht erst nach dem Abgleiten der anderen großen Mächte in Erscheinung treten würde. Denn Sinn hatte alles in der Geschichte — auch die Verzögerung.

Natürlich — die Geschichte wiederholte sich ja nie in den gleichen Formen ... und Loy machte sich wenig Gedanken darüber, in welcher Art die Glückstunde für Deutschland einmal wieder schlagen mußte. Es war ihm sogar einerlei, denn das alles war ja unabhängig von seinen Wünschen und von seinem Denken. Aber er wußte, daß es natürlich nicht wieder so sein würde, daß ein Jüngling aus Sizilien an den Rhein floh und vom Rhein aus mit einer Handvoll Kavallerie fremde Länder eroberte und das eroberte Land dann mit einer gewaltigen Zentralkraft zusammenzog und mit Geist verwaltete. Das heißt — Loy sah das kommende große Reich der Deutschen keineswegs als ein Erobererreich der Art, wie es in den Gesetzmäßigkeiten des Mittelalters gelegen hatte.

Aber er war sicher, daß das Reich der Deutschen, wenn seine Glückstunde schlug und wenn es wieder die Höhe wahrer Größe erreichen sollte, unbedingt mit einer Idee der Weltlösung verbunden sein würde ... genau wie das Reich des zweiten Friedrich von dem Ideal der Weltlösung durchdrungen war.

Denn Loy war überzeugt davon, daß nicht die Massen allein die Welt regieren könnten und auch nicht allein die reine Macht, sondern daß beide sich — und im Falle Deutschlands besonders — den geistigen Kräften und den geistigen Ideen zu fügen hatten, welche die Mission einer Nation enthüllen und zur Entfaltung bringen konnten.

Was denn anderes als gerade das Bewußtsein von ihrer Weltaufgabe hatte denn auch schließlich alle großen Nationen, welche die Insel Sizilien überwandert hatten, zu solch phantastischer Blüte gebracht?

Loy dachte daran, daß es nur eine Handvoll Griechen gewesen war, die in der antiken Zeit den Küstenraum Siziliens kolonisiert hatten. Es konnte nur eine verschwindend kleine Menge griechischer Männer gewesen sein, denn Griechenland war ein kleines, dünn bevölkertes und armes Land. Aber diese paar tausend Griechen hatten das Land überschwemmt mit ihrem Geist, sie hatten es durchdrungen mit ihren Gedanken



Lucera, ein Kastell Friedrichs II. in Apulien.

und Ideen, sie hatten die Urbbevölkerung einfach verändert — und hatten dadurch gewaltige Reiche, wie Syrakus, Gela und Agrigent, geschaffen und herrliche Tempel an die Küste, Afrika gegenüber, gestellt.

Und diese geistige Eroberung der fremdblütigen Massen auf der Insel war so blüthhaft und so tiefgründig vor sich gegangen wie eine Infektion . . . die Massen waren Hellenen geworden, ehe sie richtig griechisch verstanden, und schon nach wenigen Generationen waren die Hauptvertreter des griechischen Genius in der Welt, Männer wie Dionys und andere große Tyrannen, gar keine geborenen Griechen, sondern Männer, die aus der hellenisierten Urbbevölkerung gekommen waren. Wenn Loy bedachte, welches Weltgebäude von Griechengeist auf Sizilien aufgebaut worden war, und wenn er hingegen an die paar tausend Männer dachte, die das geschaffen hatten, dann stand er ergriffen und überwältigt von der Macht der geistigen Ideen, die sich durch wenige Männer genau so gut wie durch viele Männer äußern konnte.

Und wenn Loy an den phantastischen Zug der drei- oder vierhundert Wikinger-Eifel dachte, die aus der frisch eroberten Normandie nach Süditalien hinuntergeritten waren in die alten Longobardenfürstentümer am Golf von Neapel und Salerno, so empfand er dasselbe.

Denn diese paar hundert Skandinaven hatten wie der Blitz das allmächtige mit großen Reserven versehene Araberreich Siziliens zertrümmert und sofort die Völker Afrikas und Asiens in Schach gehalten und das alte byzantinische Kaiserreich ebenso wie die Macht des Papstes und der deutschen Kaiser bedroht.

Und wenn Loy sich die kurze Spanne Zeit überlegte, welche die Normannenritter hierzu gebraucht hatten und wenn er den mit Geist und Schönheit angefüllten und mit Kirchen und Schlössern übersäten Staat der Normannen bedachte . . . so

stand er ebenso staunend und respektvoll davor wie vor dem Reich der antiken Griechen.

Wenn aber Loy in Gedanken die Geschichte von den antiken Griechenreichen über die Normannenstaaten weiterführte bis zu dem Sarkophag des Kaisers, vor dem er stand, so empfand er auch auf diesem Gedankenwege die ungeheure Vollendung, welche diesem Kaiser bestimmt gewesen war, der ja nicht nur Deutschlands Mission dargestellt hatte, sondern im Rahmen dieser Mission auch die Erinnerung an das griechische Reich wieder heraufgeführt hatte und diese Erinnerung mit den Kräften der Normannen und der Araberreiche vereinigt hatte . . . ein wahrhaft gigantischer Geistesbau, den auch nur die Hand eines gigantischen Führers machtvoll zusammenzuhalten imstande gewesen war.

Dies war ein Höhepunkt sondergleichen. Was war aus Deutschland geworden seit dieser Zeit?

Wenn Loy die Mission anderer großer Völker betrachtete und ihre Geschichte daneben beobachtete, so sah er meist nur große Kurven, die sich nach bestimmten Gesetzen, aber meist gleichbleibend im Rhythmus, bewegten. Die Kurven erhoben sich, senkten sich und erhoben sich wieder.

Die Kurven des deutschen Schicksals hatten aber einen anderen Schwung.

Der Rhythmus des deutschen Schicksals ging im Lauf der Jahrhunderte wie der Kolben einer gestörten Maschine. Es war etwas ungemein Unklares an der Bewegung dieses Kolbens, die Bewegung war einmal rasend und dann wieder langsam, sie war ohne inneren Rhythmus, ohne genaue Gesetzmäßigkeit, ohne Präzision, ohne Zielstrebigkeit. —

Loy verstand, daß die anderen Völker der Welt diese Bewegung der deutschen Nation, des deutschen Wesens und des deutschen Schicksals einfach nicht begriffen.

Es war ihm selber, als seien manchmal vor alle Tugenden und alle Vorzüge des deutschen Wesens immer wieder alle Untugenden und alle Hemmungen des deutschen Charakters eingeschaltet. Es war eine furchtbare Ungewißheit in dieser Entwicklungslinie Deutschlands — und man konnte, wenn man den Blick lediglich auf die Entwicklung der letzten Jahrhunderte einstellte, nur ahnen, daß die Bewegung Deutschlands schließlich doch nach oben ging.

Hier aber — das empfand Loy beim Hinausgehen aus dem Dom bis in die kleinsten Zellen seines Blutes — hier am Sarkophag des größten deutschen Imperators, des von Welt und Geist und Mythos am meisten umwitterten Kaisers, an diesem Sarkophag und angesichts der Höhe, welche das deutsche Schicksal in der Gestalt des zweiten Friedrich einmal erklommen hatte — hier mußte man spüren, daß die Energien des deutschen Wesens nicht verbraucht, sondern nur zurückgestaut waren.

Von der deutschen Sendung.

Wenn Loy, der fast weggehört wurde, in die Ebene hinunterschaute, so sah er zwischen den hellen Städten an der Meeresküste überall die großen Staubwirbel wie silberne runde Wolken aufsteigen und in rasender Fahrt über die Steppe dahinfliegen. Dahinter sah er den ewig ruhigen Spiegel der Adria, das grünlich violette Riesenkop des Monte Gargano und auf der anderen Seite die Höhenzüge, die mit herber Energie in den Apennin übergingen und die in die Abruzzen führten — in das Reich der Longobarden und nach Rom. Dies war eine Landschaft voll Weite aber auch voll Begrenzung, voll Stärke aber auch voll Geheimnis.

Hier war der weite Weg der großen Germanenzüge nach dem Süden vollendet worden.

Wenn Loy nach dem Monte Gargano hinübersah, in dessen Höhle der Erzengel Michael mit Waffen in der Hand erschienen war, dann sah er vor sich die Armeen der Longobarden und der Normannen, die um diesen Berg und für das Symbol dieses Berges gekämpft hatten. Sie waren Eroberer, Krieger, Niederwerfer, erste Gründer des Germanenreiches im Süden und erste Sammler der das Abendland und das Morgenland vereinigenden Kräfte gewesen.

Friedrich der Zweite aber war schon der Mann einer neuen Generation, er war schon Erfüller gewesen. Er hatte den Orient, um den die anderen gestritten hatten, schon als unverlierbares Glied in sein Reich eingeordnet. Und es war für ihn eine selbstverständliche Voraussetzung, daß die Wirkung seines Reiches, dessen Herz in Deutschland lag, sich vom Rhein bis nach Bagdad — von Köln bis an den Jordan ausdehnte.

Dies hatte Loy nirgends näher, greifbarer und tiefer empfunden als hier in Lucera am Ort der alten Sarazenenkolonie, die der Kaiser tief in das europäische Festland hinein verpflanzt hatte.

Wenn Loy nach dem hell schimmernden Kap des Monte Gargano über die Apulische Lavoliere hinüberschaute, so erschien der Berg ihm, von Lucera aus gesehen, als das sinnbildhafte Signal dafür, daß hier in der Epoche des großen Hohenstaufen der Kreis sich schloß, der mit der Germanenwanderung begonnen worden war.

Hier hatte Deutschland zum erstenmal eine große koloniale und Weltmission erfüllt.

Und wenn Friedrich der Zweite von Lucera auf die Apulische Ebene und den Monte Gargano gesehen hatte, auf die Reste der alten Griechenstädte, auf die Moscheen der Asiaten, auf den Berg des Longobarden-Erzengels und auf die vielen in der Frühlingsfrische ihres Baus noch zitternden Dome der eigenen Epoche — dann mußte vor ihm, der ein erhabener und kluger Geist war, nicht nur das Bild der Landschaft erschienen sein, sondern auch das Bild der Geschichte, die sich dahinter ab-

zeichnete . . . die Reiche, welche die Phönizier, die Hellenen, die Syrakusaner, die Karthager, die Römer, die Byzantiner und die Araber errichtet hatten.

Und wenn der Kaiser die großen Wellenlinien dieser Reiche sah, dann mußte er sich sagen, daß er von allen diesen Imperien etwas in sein Reich übernommen hatte, daß er den Heroismus der Karthager und die Kulturkraft der Hellenen, die Erfindungskraft der Phönizier und die Zähigkeit der Araber, den Punct der Syrakusaner Tyrannen und die weltumspannende Leidenschaft der Römerasse in sein Imperium hineingebannt hatte — und daß er damit ein Erfüller und Deutschland durch ihn der Träger einer erhabenen Aufgabe geworden war.

Was war aus dieser Aufgabe und aus diesem Reich geworden? Es war deutsches Schicksal, daß dieses Reich, das zum erstenmal mit einer großen deutschen Aufgabe vor der Welt begründet worden war, so rasch zerbröckelte, daß es kaum einen Todessehnen auszustößen vermochte.

Denn dieses Reich der Hohenstaufen war nicht zugrunde gegangen an dem Papst oder an den Franzosen, sondern es war zugrunde gegangen an Deutschland.

Deutschland hatte zwar in der Gestaltung dieses Südreiches seine große und schöne Weltidee gezeigt und auch die Stärke und den Genius, die ihm für diese Aufgaben verliehen waren . . . aber es hatte auch gezeigt, daß es noch nicht reif war als Nation, diese Aufgaben zu erfüllen.

Deutschland war ein schwaches und langsames Wachstum beschieden gewesen und eine in Kämpfen und Krämpfen um sich entwickelnde Reife. Die anderen Nationen, die Engländer und die Franzosen, hatten Deutschland nicht überflügelt, sie waren ihm nicht zugekommen . . . sie hatten ihre Aufgabe nur rascher erfüllt und ihre innere Geschlossenheit leichter gefunden.

Aber wenn auch im Körper Deutschlands Jahrhunderte länger als bei anderen Nationen die Kräfte gären mußten, die ein mächtiges und zentrales Reich aus Deutschland machen sollten, so war die Sehnsucht nach diesem Reich nie verloren gegangen. Denn in der Sehnsucht nach diesem Reich lag ja alles, was die Idee des Volkes seit der Zeit der Mythen und Heldengesänge erfüllte — der Glaube an die Berufung des Volkes für eine Aufgabe in der Welt.

An diese Idee und diesen Gedanken, an diese Mission und an diese Berufung, an diese Aufgabe und an ihre Erfüllung durch Deutschland glaubte Loy als an das Höchste und Letzte, was es gab.

Und dies verlieh in seinen Augen auch der Figur Friedrichs des Zweiten das Einmalige, das Traumhafte, das bei aller Phantasie so wirklich Deutsche: daß unter ihm, mochte dagegen gesagt werden, was man wollte, die Welt mit deutschem Wesen durchmischt worden und unter diesem Zeichen zu Glanz und Form gebracht worden war.

Wie groß dieses Werk war, das atmeten alle Städte Apuliens und des Südens jetzt noch aus, davon redeten die Epen der deutschen Dichter, die Lieder und die Bauten noch mit voller Verheißungskraft.

Es war, als sei eine der großen Verheißungen, die Deutschland von der Vorsehung erhalten hatte, vom Rhein herunter in die silberne Staubebene Apuliens gewandert und lebe hier, ebenso stark und ebenso geheimnisvoll wie die anderen Verheißungen, die Deutschland selbst in den Figuren seiner verzauberten Helden von Siegfried bis zu Barbarossa besaß.

Dies verband auch für Loy die Figur des Kaisers, der den deutschen Genius über die ganze Welt erhoben hatte, mit den Figuren der Hunderttausende, die ebenso wie er, wenn auch in bescheidener Form, den Glauben an die deutsche Weltaufgabe in andere Länder getragen und dabei ihr Blut auf fremdem Boden vergossen hatten, alle jene Deutschen, welche der Welt gedient hatten als Soldaten, als Missionare, als Entdecker, als Erfinder, als Kulturbringer, als Urbarmacher, als Erbauer und Gestalter, als Ordner und als Vollender.

Kalabrien.

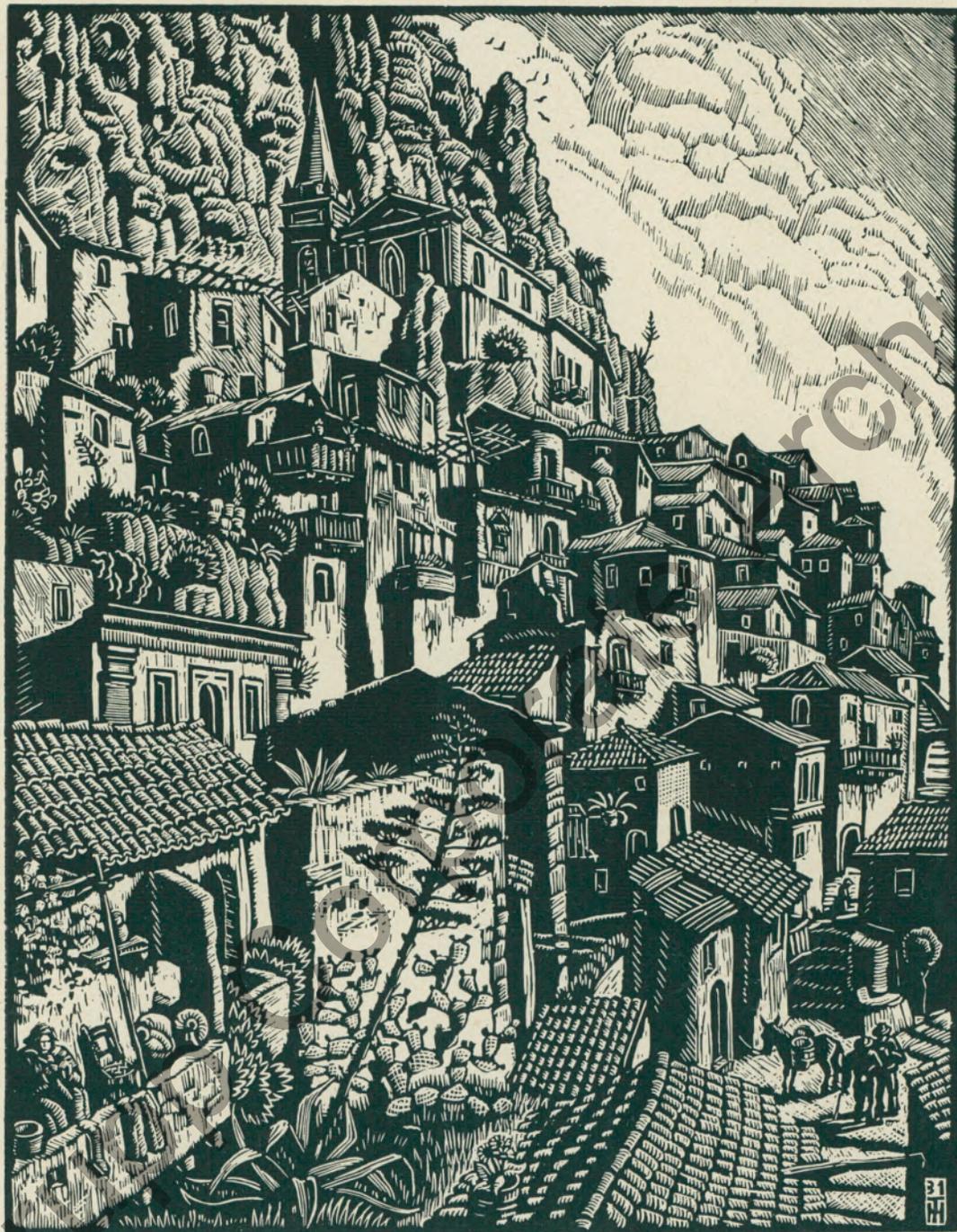
Von

Adolf Uzarski.

Mit drei unveröffentlichten

Holzchnitten von

G. Haas-Triverio.



Pentedatilo.

So groß auch immer die Jahrhunderte alte schicksalhafte Sehnsucht des nordischen Menschen nach dem italienischen Sonnenlande war, eine Sehnsucht, deren Erfüllung seit Goethes italienischen Reisen geradezu als Gradmesser der Bildungshöhe galt, so sehr beschränkte sie sich trotz aller Wander- und Entdeckungslust auf bestimmte Gegenden, ging anderen fast mit Fleiß aus dem Weg. Unzweifelhaft hat an dieser Beschränkung der große Olympier aus Weimar den wesentlichsten Anteil durch den von ihm zurückgelegten Reisezug, der dann uns Deutschen — und mit uns der ganzen gebildeten Welt — für eine lange Zeit zum Vorbild und Muster wurde. Daß sich das für die Kenntnis des ganzen Landes Italien nicht unbedingt vorteilhaft ausgewirkt hat, liegt auf der Hand; Goethes von Winkelmann bestimmtes Kunstinteresse ließ ihn ebenso an vielen Kunststätten achtlos vorübergehen, die uns heutigen Italienreisenden überaus wichtig, ja unumgänglich zur Kenntnis der italienischen Kunst-

und Kulturgeschichte erscheinen, wie er zum Beispiel die hohentausische, die päpstliche Geschichte, beide für die kulturelle wie historische Entwicklung Italiens von tief einschneidender Bedeutung, gänzlich aus dem Kreis seiner Betrachtungen ließ.

Allerdings wirkten wohl auch als ein wichtiger Grund dieses Übergehens großer Teile des Landes die mangelhaften, oft überhaupt nicht vorhandenen Beförderungsmöglichkeiten und die Gefahren mit, denen die Reisenden dort ausgesetzt waren. Diese bis in unser Jahrhundert hineinreichende Unsicherheit in den fernab von den großen Städten, fernab vom Hauptverkehr liegenden Gegenden war zu Goethes Zeit groß genug, um eine Vereisung solcher Gebiete nahezu unmöglich zu machen. Denn anders hätte Goethe vielleicht nicht die höchst unbequeme und alles andere wie ungefährliche, dazu körperlich sehr unangenehm empfundene zweimalige Seereise nach Sizilien hin und zurück auf sich genommen, sondern wäre wenigstens einen Weg durch Kalabrien gegangen, jenes Land Kala-



Palizzi.

brien, das seinen der Natur so ganz aufgeschlossenen Sinnen wie wenig andere in Italien reichste und schönste Nahrung gegeben hätte.

Aber so sehr diese Gründe damals sicher mitbestimmend und vielfach ausschlaggebend gewesen sein mögen, so wenig können sie heute noch Geltung haben. Denn wenn sich auch das Räuberumwesen dort in den kalabrischen Apenninen am längsten halten konnte, wenn auch die landschaftliche Struktur Kalabriens der Bereisung zu Lande bis fast in unsere Zeit hinein große und manchmal schier unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten in den Weg stellte, so ist doch heute der letzte Brigant längst verschwunden, und moderne Verkehrsmittel ermöglichen jeden Winkel der Provinz ohne besondere Schwierigkeiten zu bereisen.

Trotzdem geht seltsamerweise der Verkehr der Italiener — von Ausnahmen abgesehen — immer noch an Kalabrien vorbei, als lohne der Aufenthalt nicht, als sei dieses Land unter den Ländern Italiens am wenigsten wert, betrachtet zu werden, als böte es der Schönheiten keine und hätte nichts, was zu verweilen lohnt. So daß zuletzt doch als Erklärung solch merkwürdiger Nichtberücksichtigung eines schönen, eines sogar besonders schönen Landes Goethe als immer noch wirksamer — wenn auch wohl den meisten Touristen von heute unbewußter — Wegweiser übrigbleibt.

Denn in schönerem Wechsel, in üppigerer Fülle und prächtigerer Verschwendung zeigt sich die Natur in keinem Teile

Italiens als in Kalabrien. Mag Sizilien von sanfterer Schönheit, der Traum Venedig berausender sein, mag die Insel Capri lieblicher locken, und mögen das Rom der Cäsaren und Päpste, das Florenz der Medici und Savonarolas immer aufs neue in unvergänglichem Glanz über allem Italien strahlen — nirgends doch steht der Lorbeer höher, glühen im dunkeln Laub die Goldorangen schöner, weht vom blauen Himmel ein sanfterer Wind als in Kalabrien. Dort in den granitenen Bergen der Apenninischen Alpen sucht das Maultier im Nebel seinen Weg, stürzt an den zackigen Küsten der Fels und über ihn die Flut, ragen trutzige Burgen und uralte Kirchlein hoch auf schier unersteiglichen Gipfeln, neigen sich Palmen mit gefiederten Fingern über steilste Gestade, ziehen sich silberne Oliven- und riesige Eichenwälder unübersehbar hin und ertrinken die Täler und Ebenen in einem Meer von Blüten und Früchten.

Freilich, wie Glück und Leid immer eng beieinander wohnen, hat auch dieses prächtige Land seine Schönheit teuer erkaufen müssen. Was ihm diese mit der unvergleichlichen Mannigfaltigkeit seiner Landschaft verschaffte, war auch der Schrecken seiner Bewohner und das Entsetzen der Reisenden: seine Erdbeben. Immer wieder suchten es seit den frühesten Zeiten furchtbare Erdschütterungen heim, Revolutionen der Erde, die unzählige seiner Städte und Dörfer zerstörten, Berge zu Tälern und Täler zu Bergen machten, Seen entstehen und Flüsse verschwinden ließen. Diese Verwandlungen des Landes,



Scilla.

deren furchtbarste noch im 18. Jahrhundert geschah, haben Kalabrien zu dem überaus malerischen, wild-phantastischen Gebiet gemacht, das der Reisende heute mit immer neuer Bewunderung und hellem Entzücken staunend durchwandert. Denn mag ihn sein Weg an Kalabriens steilen und flachen Küsten vorbei, durch himmelhohe Gebirge, wildwuchernde Wälder und sumpfige Ebenen führen, mag er die Städte am Meer auf flachen Straßen begehen oder Bergnester in schwindelnder Höhe auf steilen Treppen erklettern, überall wird er die gewaltigen Spuren solches Naturgeschehens erkennen. Gleichzeitig aber wird ihm auch vor dieser unerhört romantisch-pittoresken Schönheit des Landes die scheinbare Sinnlosigkeit solcher Veränderungen als ein sinnvolles Walten beglückend aufgehen, als das Walten einer Macht, die auch das, was sie zerstört, zuletzt doch immer nur zu neuer Schönheit wandelt.

Phantastisch wie seine Landschaft, wild wechselnd wie ihre Panoramen ist auch die Geschichte Kalabriens: gleichsam als könne auf so gärendem und in ewiger Bewegung immer neu erschüttertem Boden auch das Geschehen seiner Menschen nicht anders als von Unrast, jähem Wechsel und unaufhörlichen Ereignissen furchtbarer Art erfüllt sein; und als habe das Land nicht genug an den Zerstörungen durch seine donnernd wankende, grauenvoll schwankende Erde gehabt.

Aber auch das Volk Kalabriens ist in seinem tiefsten Wesens- kern von der heftig bewegten historischen wie geodynamischen Vergangenheit des Landes bestimmt. Mag es sich dem Reisenden auch als ein Volk von Bauern, Hirten und Fischern vorstellen, dessen einfach-bescheidener Sinn mit einer Gastfreundschaft sich paart, die noch als Gesetz gilt, so ist von jener Vergangenheit doch so viel in seine Denk- und Gefühlswelt übergegangen, daß es sich hierin von allen Stämmen Italiens sehr wesentlich unterscheidet. Und es ist gewiß kein Zufall, daß die Tarantella, dieser leidenschaftlichste, feurigste Tanz, der im fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhundert Italien geradezu als eine geistige Epidemie beherrschte, auf dem wildbewegten Boden Kalabriens geboren wurde.

So rundet sich nach jeder Seite das Bild dieses Landes und seiner Bewohner zu einem Ganzen, schmilzt es trotz der kontrastreichen Vielfalt seiner bewegten Geschichte zu einer Wesenseinheit zusammen, die auch in Italien selten ist, mindestens aber eine stärkere Anteilnahme der reisenden Welt verlangt. Denn nicht oft ging diese — und geht noch immer — so zu Unrecht an einem Lande vorbei, das seine Beachtung so sehr verdiente wie dieses Kalabrien, vergaß — und vergißt sie noch immer — über das hastend erwünschte Ziel Sizilien dieses nicht minder schöne Land am Wege.

Abschied vom Sommer.

Von Heinrich Zilleich.

Frühling und Herbst sind die Jahresbogen, die Frucht und Tod verbinden. Die eine Brücke hebt, noch weiß beschneit, das Leben aus der Erstarrung. Hebt es in steiler Wölbung an das Ufer einer anderen Welt, durch die das stürmische Grün der Erneuerung leuchtet. Die andere Brücke in linder Biegung ruht mit einem Ende im Gebüsch der Ernte, schwingt sich frei und bunt in den Baum, gleitet nieder in Schnee und Regen, durch die wir nicht hindurchblicken können, denn der Schwaden des Nebels hüllt die Fernsicht.

Dem Schwarz der Brache und dem Weiß der Unfruchtbarkeit ist der Winter treu. Er kennt keine Wandlung. Den Lebensschlaf deckt der Helm des Todes. Grausamer funkeln die Sterne, bleiern warten die Wolken. Doch wenn durch Tage der Schnee ruhlos und schwer fiel, als sei der Himmel eingebrochen, glänzt manchmal die Sonne in einem endlosen Blau, das vom Widerschein des Sommers nachgedunkelt hat.

Er beginnt im Grün, er endet im Grün, der Sommer. Sinkt seine Macht, so leuchtet das Grün noch fort in rötlich erwachter Trockenheit, bereit, sich in die Farbensglut der Verwesung zu versprühen. Wo er antrat, rufen die Früchte, frühe Beeren in Wald und Busch, seine Reife aus. Und Reife krönt ihn, wenn er dem Herbst Raum läßt und ihm die Butte des Winzers und den Korb des Gärtners überreicht. Ernte ist sein Gesang und Ernte tönt er noch weit hinein in den September und Oktober.

Beeren, Gemüse und all das zählbare Gut des Bodens und der Sträucher wird rot und saftig, wenn er kommt. Und geht er, so frommeln die Birnen und Äpfel den Marsch dumpf in das schwarzgrüne Gras der alternden Wiese. Dazwischen aber rauscht sein größtes Geschenk, das niemand zu zählen vermag, das wir bündeln und dreschen, heben und mahlen, das wir schlagen und sicheln in einer über die Länder hinwegenden Schlacht der Übernahme und Beute. So ungeheuer umragt uns seine Freigebigkeit. Sie trägt die Farbe der königlichen Abre, Gelb und das rostbraune Gold des Reichthums. Sie ist trocken wie das blonde Haar schöner Frauen. Und ist zugleich ein Meer, in dem der Wind Wogen aufwirft. Raub fühlt sich die Frucht an. Reiß die Grannen vom Korn, lasse es tanzen auf der Handfläche. Hart ist die Reife hier von übermächtiger Schöpferkraft, die in jedem Korn ruht und es glasig und spitz formt einem Geschoß gleich, das Leben verschließt und in seiner Winzigkeit alle Aehrenfelder der Welt birgt.

Wo wir solche Ernte hielten, sehen wir durch die Stoppeln dankbar den Boden, dem wir niemals entrinnen. Fluvenbreit lag das Getreide darüber. Mit jedem Senseschnitt legten wir ihn frei und sehen nun beides vor uns, die Ernte und den Schoß der Ernte, während wir den Wehstein aus der Scheide ziehen und das alte Gebet des Senseschleifens in den glühenden Sommertag senden, den das Dengeln beschließt und das Gaufer der Pferde am Mühlwehr. Hier ist des Sommers breiteste Heimstatt, hier im Felde und am Saume des Getreides, wo die Mohnblumen brennen. Hier verschränkt er

seine bloßen Arme hoch über dem Lande. Er brütet, sagen die Menschen, denn stockende Hitze ist sein Segen. Ferne erklingen die langen einformig tiefen Töne der Dreschmaschine. Und auf den Wegen schwanke die Erntewagen wie Elefanten. Manchmal schiebt er mit der Schulter ein Gewitter über den Horizont, bläst die Regentropfen im Sack der Wolken zu Millionen Hagelkernen um, schleudert den Blitz und läßt ihn sich zweigen wie einen Baum, stürzt Wetter und Teufel über das Land, mitten hinein in seine Gaben, sinnlos grollend in Donnern, daß nun verdirbt, was er geschaffen. Wälzt ihm Staub entgegen von den Straßen, stößt ihm das Gebet der Schnitter an die stahlblaue Stirn, so löscht er sie aus mit der Flut des Wolkenbruchs.

Doch die dauernden Hochwasser liebt er selten; an den Abenden geht er einsam bei den Bächen vorbei, schüttelt die feuchten Aeste hier und da. Hält den Atem an, wenn ihn ein Lied erreicht, legt die Hände unter das Haupt und verstummt. In seine geöffneten Augen zuckt der Sternschnuppen lautloser Sturz.

Die Frühe hebt er aus den Feuern empor, die mitleidlos sengen in weißer Glut. Der Wind ist verbannt, das Wasser verdampft, ehe der Mittag naht und der Feldbäume Schatten wie eine Scheibe handspannenweit um den Stamm dunkelt. Trinke das Dulden in dich, Ast und Blatt, rege dich nicht, schließe die Augen, Blume, und du Mensch, der den Krug an die Lippen hebt! Niemand blickt dem Sommer ins Mittagsauge, nur der Blinde, der die köstliche Abendweite nicht sieht, wo der Atem sich löst und die Nacken der Schnitterinnen

müde in die Arme der Knechte sinken.

Auch auf den Bergen liegt er und der Meere Strand lacht er an, nimmt einige Wolken, zerseht sie in kleine schneeige Lächlein. Die tanzen wie Flocken um ihn. Und sind jählings zergangen. In die Landstraßen stößt er seinen Stock wirbelnd hinein, daß sich der Staub daran emporkreiselt, und, schwingend im Summen der eigenen Hitze, schüttelt er den Mantel des Staubes ab, zieht das Wasser zu sich aus dem nächsten See herauf, schlägt nieder mit der Faust Sturm und Sturmflut und glättet den Spiegel aufs neu, färbt das graue Mordwasser blau und blickt bis zum Grund, wo die Algen seinen Sonnengruß spüren und schweifend sich dehnen und biegen im Flirren der Fischeschwärme.

Dann geht er durch die Wälder, die seinen Schritt hören und die Blätter leise heben, damit er darunter vorbeischnelle. In Tränen duftet das Harz an der Lannenrinde. Der Vogel ruht im Geäst, das Wild blinzelt im Gebüsch. Mücken hängen in Schleiern um sein Haupt.

Milder ist seine Herrschaft, sind die Felder leer. Da steht er verträumt in den Gärten, deren Schatten sich wieder dehnt. Einen Kranz von rotgeflecktem Efeu trägt er um die Stirne, wenn er sein letztes Feuer dem Herbst schenkt: Nimm es und färbe die Trauben damit. Und ist hinter den Bergen verschwunden, über denen ein fernes Wetterleuchten noch zuckt und nicht mehr zu uns findet.

Ebene.

*O Land, in weite Ferne hingebreit
Ein hoher Himmel drüber ausgespannt,
Der in Unendliches dich hell geleitet.*

*Du siehst die Weiden, die dir müde winken
Vor lauter Ferne und dem wehen Wind,
Aus dem die Nebel unaufhörlich sinken.*

*Du gehst — vergißt die Stunden, Tage —
Und immer weiter ist dein Weg gewandt —
Dein Leben ist wie eine Sage
Von Horizont zu Horizont gespannt.*

Erika Günther

Sardinien.

Mit Feder und Palette
im unbekanntem Mittelmeer.

Von Hermann Rohde.

Die Gesellschafts- und Passagierfahrten der großen europäischen Schiffahrtslinien haben dafür gesorgt, daß im ganzen Mittelmeergebiet schon längst das geringste Fleckchen Erde nicht mehr unbekannt geblieben ist. So erfreulich es für reiselustige Leute sein muß, die das Mittelmeer umgrenzenden Länder auf eine denkbar bequeme Art kennenzulernen, so bedauerlich darf man es aber auch finden, diese durch den unaufhörlichen Strom der (ihre zu Hause gewohnten Ansichten und Forderungen über den Respekt vor der Eigenart fremder Sitten und Anschauungen setzenden) Vergnügungstreisenden immer mehr ihrer Ursprünglichkeit entkleidet zu sehen. Nordafrika zum Beispiel hat fast nur noch den Namen, der uns fremdartige Sensationen verspricht; in Wirklichkeit ist es — und nur nach der negativen Seite — so europäisiert, daß man schon ziemlich weit ins Innere reisen muß, um das wahre Algier, das wahre Marokko oder Tunesien einigermaßen kennenzulernen. Spanien, vor dem großen Kriege umständlich und nicht ohne Anstrengung und mancherlei Plage zu bereisen, wird jetzt auch immer mehr ein Reiseland wie Italien; Tausende und aber Tausende überfluten allmonatlich Griechenland und Konstantinopel, und Ägypten schon gar zu besuchen schreckt den mehr als Vergnügen und Abwechslung verlangenden Reisenden aus diesem Grunde geradezu ab.

Und doch gibt es im Mittelmeer ein Land, das kaum ein Reisender dieser Art in Jahren betritt, zu dem keine der großen Schiffahrtslinien hinführt, das sich eine Ursprünglichkeit bewahrt hat, der, mindestens in Europa, nichts Ähnliches an die Seite gesetzt werden kann. Es ist die italienische Insel Sardinien. Und wenn ich hier von ihr erzähle, tue ich das nicht, um sie als Reiseland zu empfehlen. Denn wer auch nur die primitivsten Anforderungen an Bequemlichkeit auf Reisen stellt, von Komfort gar nicht zu reden, würde trotzdem Sardinien rasch den Rücken kehren. Und das ist wohl der Grund, weshalb niemand dorthin fährt. Nur ganz wenige italienische Linien, von Genua, Civitavecchia, von Neapel und



Pinselfeichnung von Hermann Rohde.

Sardische Frauen.

Palermo über Trapani gehen mit kleinen, alles andere wie bequem eingerichteten Schiffen wöchentlich einmal, höchstens zweimal, nach Sardinien. Die Malariaecke verhindert dazu von Ende April bis zum Oktober den Besuch für den, der nicht den ganzen Tag Chinin schlucken will. Es gibt, außer in der Hauptstadt Cagliari, kaum ein Hotel im ganzen Lande. Eine einzige Eisenbahnlinie — von einigen Kleinbahnen abgesehen — läuft quer durch die Insel. Und die Straßen machen aus einem Automobil in kurzer Zeit einen wertlosen Alteisenhaufen. Weshalb denn Automobile zu den Seltenheiten im Innern gehören und jedes doch einmal durchkommende von der Bevölkerung mit lautem Geschrei wie das seltsamste aller Dinge begrüßt und angestaunt wird.

Viel wissen denn auch die Reisebücher — wenn sie Sardinien überhaupt erwähnen — nicht von ihr zu sagen. Sardinien, wegen seiner der Form einer Sandale ähnlichen Gestalt im Altertum auch Sahnusa und Sandalista genannt, ist die zweitgrößte Insel (23 833 qkm) des Mittelländischen Meeres. Und stellt man noch fest, daß das Land zu Beginn der geschichtlichen Zeit den Phöniziern, dann im Laufe der Zeiten den Karthagern, den Römern, den Vandalen und den Sarazenen gehörte, bis es unter die Herrschaft Pisas und Genuas und später der Könige von Aragonien und der Herzöge von Savoyen fiel, dann hat man so gut wie alles, was über Sardinien in Erfahrung zu bringen ist.

Diese Abgeschlossenheit hat nun dem Lande die Art seiner Vorfahren und das Kulturgut der mannigfachen Rassen und Völker, die es beherrschten, mit einer einzigartigen Treue

bewahrt. Vor allem die Sprache, dieser immer lebendigste Quell völkischen Geins, bietet auch hier die besten Beispiele. Spricht man auch in manchen Teilen der Insel ein Idiom, das fast ausschließlich dem Katalanischen und Kastilischen entnommen ist, so gehört doch in ganz Sardinien das Lateinische so stark zur Sprache seiner Bewohner, daß man diese „tote Sprache“ als heute noch lebendiges Sprachgut der Sarden bezeichnen darf. Dieses Lateinische allein bringt eine entfernte Ähnlichkeit mit der italienischen Sprache in den sardischen Dialekt. Doch ist diese Ähnlichkeit noch so gering, daß die Leute im Innern mein Deutsch für Italienisch und mich für einen Italiener hielten. Kein Wunder, daß ein alter Sarde — die Kinder erhalten heute natürlich italienischen Unterricht — keinen Italiener und ein Italiener keinen Sarden verstehen kann. Was wohl ein Unikum sein dürfte bei einem Lande, das doch italienisch ist oder doch wenigstens, wenn auch nicht mit besonders viel Liebe, zu Italien gehört. Denn die Sarden als Abkömmlinge von Spaniern und Sarazenen, ein uraltes Räubervolk dazu, haben einen unbändigen Selbständigkeitsdrang, und sogar einem Mussolini wird es nicht leicht werden, die Sarden zur Liebe zum ihnen fremd bleibenden Mutterlande zu bewegen.

Sardinien ist weiterhin das einzige mir in Europa bekannte Land, in dem die alte Volkstracht — bei den Frauen hauptsächlich zinnoberrot und von Ort zu Ort variierend, bei den Männern schwarz-weiß mit Silber — nicht nur Sonntag- und Festtags-, sondern auch Alltags- und Arbeitsgewand ist; und man kann sich nicht leicht einen seltsameren Anblick denken, als — in Europa! — Frauen auf dem Felde in phantastischen Gewändern aus knallroten Wollstoffen und Männer in silberbestickten Anzügen und weißen Pluderhosen arbeiten zu sehen. Es mag als ein besonderes Beispiel der Unberührtheit dieses vom internationalen Reiseverkehr umbrauten und doch wie mit einer undurchdringlichen Dornenhecke abgeschlossenen Landes erwähnt werden, daß meine Frau in Desulo am Fuße des Monte Gennargentu die erste europäisch angezogene Frau war, die die Leute dort zu sehen bekamen.

Starr hält so der Sarde an all seinen Überlieferungen fest. Sein Brot kommt an gewissen Festtagen in Gestalt eines Hahnes auf den Tisch, eines Hahnes, der bis auf die Ornamentierung sich kaum von bizarren Wassergefäßen unterscheidet, die auf den Kanarischen Inseln gebräuchlich sind. Sein Karren- und Wagenrad ist immer noch das uralte speichenlose Vollrad aus dicken Holzbohlen; schwere, breitstirnige Ochsen ziehen die Wagen über die verwilderten Straßen und durch die Wasserfurten. Immer noch geht oder reitet er — schon die kleinen Knaben reiten wie die Teufel — nie ohne seine Flinte von einem Dorf zum andern, ein ewiger — wenigstens im Aussehen — Räuberhauptmann. Hier gibt es noch die Sitte der Klagenweiber als Beruf; ihr widerliches Heulen und Geschrei hat uns um manche Nachtruhe gebracht. Und der Ballo sardo, der sardische Tanz, ist in Bewegung und Begleitmusik rein afrikanischen Ursprungs, ganz Negertanz im Hinblick auf Leidenschaftlichkeit und Ausdauer.

Die Schönste der auf die Sarden überkommenen und heute noch mit geradezu märchenhaft anmutender Selbstverständlichkeit geübten Sitten ist ihre Gastfreundschaft. Nicht nur gegenüber dem Landsmann, der — er mag im Lande reisen, wohin er will — in irgendein ihm unbekanntes Haus gehen kann und dort freundlichen Willkomm, Unterkunft und einen gedeckten Tisch mit selbstverständlicher Herzlichkeit erhält, sondern auch gegenüber dem Fremden, dem Nichtsarden. Auch als solcher lebt man, da es kaum Gasthöfe gibt, in der Familie, vielmehr in allen Familien des Ortes. Man wird sozusagen herumgereicht. Vom einfachen Cacciatore, dem Jäger, bis zum Herrn Pfarrer, vom ärmsten Viehhirten oder Korbschäler bis zum wohlhabenden Sidaco, dem Herrn Bürgermeister, bemüht sich alles um seinen Besuch, fühlt sich beleidigt, wenn man

übergangen wird, und ist wirklich glücklich, wenn der Gast am offenen Eichenholzfeuer — man kennt keine Öfen — inmitten des kahlen Raumes sitzt und den Gastgeber durch Annahme der dargebotenen Gaben ehrt.

Um so bewunderungswürdiger muß diese Gastfreundschaft erscheinen, als der Sarde arm, sehr arm ist. Zwar ist der Boden reich an Blei, Zink, Antimon, Kupfer und Mangan, doch verhindert mehr noch als Kapitalmangel das Fehlen von Beförderungsmitteln oder, wenn diese vorhanden sind, ihre Primitivität die Ausbeute. Allenthalben liegen Bergwerke mit oft ungewöhnlich hochprozentigem Mangan usw. brach, verkommen und sind für billiges Geld zu haben. Aber das wird sich ändern, sobald das Italien Mussolinis auch hier mit demselben zielsicheren Willen vorgeht, mit dem es im Mutterlande aus Jahrhunderte alten Sümpfen blühende Gemeinwesen und bebauten Land gemacht hat. Freilich werden dann die großartige Gastfreundschaft der Sarden und viele andere ihrer ehrerbietig bewahrten Kulturgüter sterben und verschwinden. Wie auch mit dieser kommenden Industrialisierung viel landschaftlich Schönes wird sterben und verschwinden müssen. Aber das ist der Lauf dieser Welt, und so sehr man das auch bedauern mag, so wenig ist es zu ändern.

Noch aber ist Sardinien schön, wunderschön. Von einer eigenartigen, wilden Schönheit, die sich nur dem tiefer Empfindenden und auch ihm nicht von heute auf morgen erschließt. Einem der üblichen, flink durch die Gegenden fahrenden Reisenden würde diese Insel vielleicht langweilig, keinerlei Interesse erweckend und vielleicht sogar häßlich vorkommen. Denn keine Lieblichkeit im landläufigen Sinne gibt es hier, weder grüne Matten mit idyllisch sich schlängelnden Wiesenbächen, noch bequeme Waldgebirge mit Aussichtstürmen und lustig springenden Quellen und Wasserfällen. Düster, fast unheimlich, rau und schwer zu erobern ist diese wie von finsternen Ahnungen erfüllte, in der Dämmerung und nachts uns mit seltsamen Angsten bedrückende Landschaft. Flachhügelig hier über stundenweite Strecken, trocken und dürr, nur von Ginster und Heidekraut bewachsen, dort himmelhoch bis zum schneebedeckten Monte Gennargentu ansteigend, im Frühjahr von herunterwuchtenden Wassermassen wild zerklüftet. Zu Zeiten ist das weite Land von wildem Mohn wie von einem unendlichen Blutmeer überdeckt, aus dem wie drohende Riesenfäuste unerklärliche, vorgeschichtliche Steintürme, Nuraghe, kolossalen flügellosen Windmühlen ähnlich, sich herausrecken. Hier eine wüste, fast vegetationslose Einöde, grauenhaft einsam und das Gemüt des Nichtsarden auf die Dauer mit Anwandlungen von Schwermut überschattend, dort unübersehbare, silbrig glänzende Korkeichen- und Nusswälder, eine Überfülle an Frucht- und Obstbäumen, wild wuchernden dunklen Blumen und sich am Boden wie Schlangen windendem, fast blattlosem Wein. Ein Wein, der schwer ist und von einer herben Süße, und der Namen trägt, aus denen Duft und Charakter des Landes gleichsam widerklingen: Monica, Vernaccia, Malvagia und Canonau. Hoch oben ziehen Raubvögel, Adler und Geier, lautlos ihre großen Kreise, Uhus durchtönen die Nacht mit ihrem schlaftraubenden, gespenstischen Ruf, Wildkätzchen kreischen und fauchen im undurchdringlichen Gehölz, und im Gebirge haust das sagenhafte scheue Mufflon.

Diese Landschaft ist ganz wie der sie bewohnende Sarde, als hätte er sie nach seinem Geiste geformt und gebildet; sie spiegelt sich in seinem Wesen so klar und vollkommen, daß von einer anderen Art ihn sich vorzustellen ganz unmöglich erscheint. Rau und zugleich gemütsstief, räuberisch und gastlich, unheimlich und anziehend, verschlossen und überschwänglich, knorrig-hart und zart — in seltenster Wesensverschmelzung ein Mensch und ein Land, die uns, der Zivilisation Verschriebenen, wie eine phantastische, unwirkliche Erfindung, wie eine von den köstlichen Welten annutten, durch die wir in unseren Träumen wandeln.



Im Stahlwerk.

Nach einem Gemälde von Fritz Kuefing.

Meister Stahlschmidt.

Von Ernst August Müller.

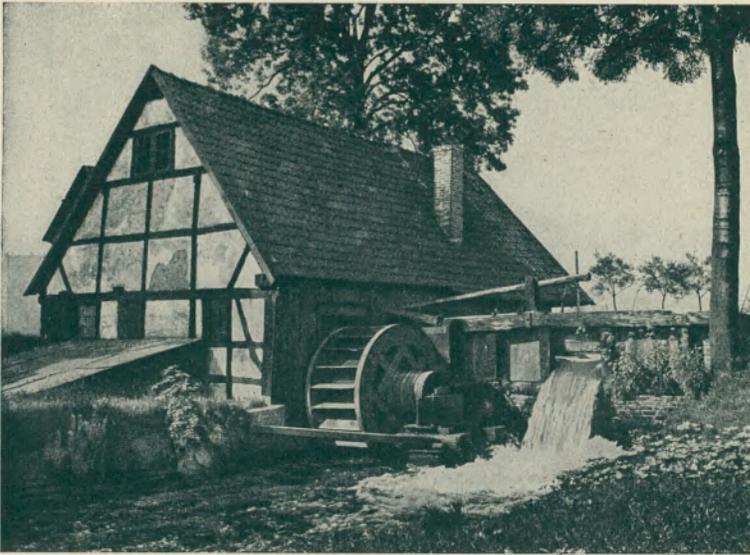
In meiner Heimat, zu der ich einige anmutige Bachtäler des märkischen Sauerlandes rechne, stand in meiner Jugendzeit die Industrie der alten Eisenhammer noch in Blüte. Es war zwar nicht mehr so, wie es ehemals gewesen sein mag, wo die Gewinnung und mannigfache Verarbeitung des Eisens neben der Landwirtschaft die nahezu einzige Erwerbsquelle in diesem Teile des Sauerlandes bildete, und zwar so erfolgreich, daß in den Geldschränken der Heidemeister ansehnliche Kapitalien an Silbertalern und echten Goldstücken angesammelt wurden. So war es also nicht mehr in der Zeit um 1900, von der ich hier zunächst erzählen will. Jahrzehntelang schon hatten die Hochöfen und Walzwerke des Ruhrgebiets die veralteten Herstellungsmethoden für das Schmiedeeisen in den Eisenschmiedehämmern überwunden und verdrängt. große Metallwerke, die Hunderte von Arbeitern beschäftigten, übernahmen auch im Sauerlande mehr und mehr die maschinenmäßige Fabrikation der Waren, die bis dahin auf dem Amboss der Hammerwerke geschmiedet worden waren.

Zwar behaupteten die älteren Leute in der Gegend, vor allem die Hammerschmiede selber, daß niemals eine Fabrikware so fest und haltbar sein könne wie die geschmiedete, daß zum Beispiel eine Bratpfanne aus dem Hammer, die doch für wirklich gute Scheibenkartoffeln unerlässlich sei, einen ganzen Menschenhaushalt überdauerte und daß es mit den Türschlössern und Scharnieren nicht anders sei und daß erst recht die neumodischen Werkzeuge, wie Hämmer, Feilen, Zangen,

Bohrer und dergleichen keinen Vergleich mit den alten standzuhalten vermöchten. Das konnte alles nicht verhindern, daß der Konkurrenzkampf für die alteingesessenen Kleinunternehmer immer schwerer wurde, daß ihnen ein Fabrikationszweig nach dem anderen genommen wurde und hier und da schon an Stelle der betriebreichen Hammerwerke verfallene Mauerreste zu finden waren, neben denen die klaren Wasserspiegel ihrer Teiche langsam unter Erlengebüsch, Schachtelhalm, Habrusfuß und Grotzwuchs verumpften oder auch gänzlich austrockneten, so daß kleine, von der Jugend gern gesuchte, romantische Waldnisse entstanden.

Aber das waren doch vorerst die Ausnahmen, der größere Teil der alten Werke behauptete sich noch lange Zeit, und ihre Tätigkeit prägte der ganzen Gegend immer noch ihren bestimmten, ersten Charakter auf. Ging man von dem Dorfe, in dem ich aufwuchs, eine Stunde den ausgefahrenen Weg am Bache entlang talaufwärts, so kam man an etwa einem Dutzend der Eisenhammer vorbei. Weiter hinauf lagen vereinzelt noch mehrere und eben so in einem Seitentale unterhalb des Dorfes. Ihre Anlage richtete sich ja in den alten Zeiten ihrer Entstehung nach der Kraft des Wassergefalles, und so war der Abstand zwischen den einzelnen Plätzen immer verschieden.

Dem Fremden mochte eine gewisse Gleichförmigkeit in der Bauart der niedrigen Gebäude, in der Anlage der Teiche und Wasserräder auffallen, die Jungen setzten unseren Stolz



Eisenhammer
im Ennepetal (Sauerland)
erbaut um 1670.

Aus: „Technische Kulturdenkmale“.
Verlag F. Bruckmann A.G., München.

darein, ihre Verschiedenartigkeit zu untersuchen. Wir wußten, welcher Hammer ein unterschlächtiges und welcher ein ober-
schlächtiges Wasserrad hatte, wir wußten sehr wohl den uralten Reckhammer dicht über dem Dorfe von den übrigen Breitehämmern zu unterscheiden, wir schätzten die Dicke der verschiedenen Hammerachsen vergleichsweise ab und horchten auf den dröhnenden Hall der Hämmer, der aus der Ferne so lustig klang.

Einige kannten wir genau von weitem am Klange, von anderen wußten wir die bestimmten Stunden, in denen sie ihre Arbeit begannen. Auf einem Berge, der in einer scharfen Biegung unseres Tales lag, konnten wir sie alle vernehmen, bei gutem Winde auch andere, die weiter ab in den Nachbartälern lagen. Wenn wir dort sommertags im Gestrüpp lagen und Heidelbeeren oder Preiselbeeren suchten und der Hammerschall bald von nah und bald von fern, bald hell und rasch, bald gedämpft und langsam, unser Ohr erreichte, so war das ein Klang, der wie Vogellaut und Windgebraus, wie Sonnenwärme und Höhenglanz zum vollen, schönen Bilde unserer Heimat gehörte.

Wie weit scheint das heute in der Erinnerung zurückzuliegen, wie sehr entbehre ich den freundlichen Hammerschlag aus den dunklen Talgründen, wenn ich heute über die Höhen der Heimat wandere! Es gibt noch einige wenige Hammerwerke, die sich bis in die Gegenwart erhalten haben, und an seltenen Tagen hallt ihr heimatlicher Schlag durch die Berge. Es ist mir wie ein kleiner Rest vom Reichtum der Jugendtage, und ich kann eine innere Wehmut nie ganz unterdrücken, wenn ich daran erinnert werde.

Wir Jungen hatten zu den Männern der Hammerwerke meistens gute Beziehungen. Natürlich gab es auch Reibereien, vor allen Dingen mit den Lehrjungen, denen wir zum Ausgleich für ihr aumassendes Wesen gern einen Streich spielten. Vor den Meistern und Gesellen mußten wir nur auf der Hut sein, wenn wir an den Leichen, zum Beispiel an einem Schütt, wo das Wasser ein- oder auslief, oder am Staumwehr, an der „Schlacht“, etwas verdorben hatten. Das kam schon mal vor bei uns, und dann machten wir tagelang einen Bogen um den betreffenden Hammer; denn wir verzichteten gern darauf, eine der schwarzen, schwielligen Schmiedehände oder einen harten Lederriemen auf unserem Hosensboden in Arbeit zu fühlen. Aber solche Verdrückungstage waren selten, meistens durften wir uns ohne Furcht und unbehindert bei den Hämmern zeigen.

Unser Heros unter den Schmieden war Meister Stahlschmidt, ein Hüne an Gestalt und Kraft, mit Händen wie Zeller so groß und Armen so dick wie ein Ofenrohr. Es gab manchen starken Kerl damals an den Schmiedefeuern im

Tale; aber was waren sie alle gegen Meister Stahlschmidt! Bei uns Jungen genoß er unbegrenzte Achtung und Bewunderung, er war für uns das Urbild eines rechten Mannes, der hervorragendste Zeuge märkischer Vergangenheit, er stand unseren dem Mythos noch ganz offenen Sinnen zwischen Wirklichkeit und Sage. So und nicht anders, dachten wir, mußten auch die einsam werkenden Waldschmiede der früh- und vorgeschichtlichen Jahrhunderte ausgesehen haben, mit solch schwarzen Urwaldbärten, solch blitzenden Augen im ver-
rußten Gesicht und mit solchen Bärenkräften!

Alle Schmiedemeister und Schmiedegesellen hatten ihren Spitznamen, je nach einer Besonderheit in ihrem Äußeren oder in ihrem Wesen, zum Beispiel: der blaue Hannes, der taube Kasper, oder: Plattfuß, Schlenkerbein, Wüterich usw. So hochdeutsch wiedergegeben, klingen sie freilich nicht so schön und echt wie im Sauerländer Platt, alle Spitznamen lassen sich auch gar nicht übertragen, zum Beispiel hieß einer Wäulepiäpper, der war geradezu auf die Arbeit veressen, er „wühlte“ förmlich darin, so schuftete er.

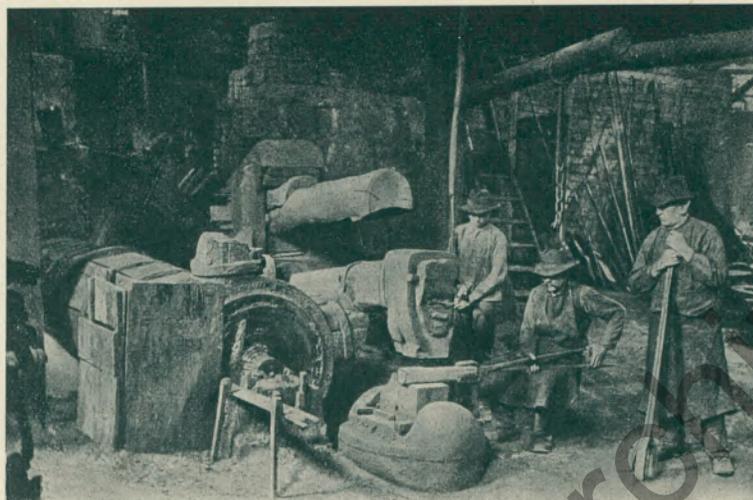
Meister Stahlschmidt hatte keinen Spitznamen, weder bei uns noch bei den Großen, darin sprach sich die unbeschränkte Anerkennung aller wohl am besten aus. Er war der Meister, sein Geschlecht hieß Stahlschmidt, sie waren Schmiede des Stahls schon seit Generationen.

Er war der einzige, der noch einen Reckhammer nach alter Weise und Kunst zu bedienen verstand. Auch sein eigener Sohn, der doch bei ihm gelernt hatte, brachte das nicht so heraus wie der Vater. Es kam ja immer seltener vor, daß ein Auftrag auf gereckte Stahlstangen zu erledigen war. Wenn aber einer kam, so hätten ihr Meister Stahlschmidt sehen sollen! Er legte selbst den Stahlblock ins Feuer, kontrollierte das Gebläse, die Geschwindigkeit der Achsendrehung und des Hammerschlags. Da war ein Schlag wie der andere, achtkantig die fertige Stange, wie gewalzt, so sorgfältig und sauber ausgehämmert! Wie spielend trug er sie aus dem halbdunklen Schmiederaume in seinen gewaltigen Händen ins Freie, um sie prüfend zu betrachten, und die anderen drängten sich herzu, bewunderten und priesen seine Arbeit. Ja, das war immer ein großer Tag für Meister Stahlschmidt, an dem alle Hammer-
schmiede ein Gefühl der Genugtuung und des Stolzes mit ihm verspürten, des Stolzes auf ihr ruhmreiches, altes Gewerbe.

Meister Stahlschmidt war in allen Fragen des Handwerks der Ratgeber und oft der Helfer. Er half, wenn besondere Kraft vonnöten war, war aber ebenso geschickt in der Kleinarbeit wie stark bei groben Werken. Er war nicht nur der Meister in den althergebrachten Kenntnissen und Tätigkeiten seiner Arbeit, er verstand sich auch auf neuere Anforderungen, die damals durch den Lebenskampf der Schmiedeindustrie

Inneres eines Siegerländer Rohstahlhammers.

Aus: „Technische Kulturdenkmale“.
Verlag F. Bruckmann A. G., München.



bedingt wurden und manche Umstellungen für die herzustellenden Waren und die Arbeitsweise mit sich brachten. Seine große Liebe gehörte ja dem Reckhammer, sein Interesse und sein Fleiß aber umfaßten alles, was eben von ihm gefordert wurde.

Einen ganz besonders glücklichen Tag hatte er einmal kurz nach dem großen Kriege. In der Nähe des Dorfes war ein schwerkriegsbeschädigter Reisender mit seinem Auto gestürzt, hatte aber Glück bei der Sache gehabt und keine Verletzungen erlitten. Sogar das Auto war ziemlich heil geblieben. Nur die Prothese für das abgeschossene Bein war im Kniegelenk abgedrückt worden und nicht mehr zu gebrauchen. Dadurch kam der arme Mann in eine üble Lage, ohne Prothese konnte er nicht fahren, einen Ersatz führte er nicht mit, die Reparatur aber, das wußte er aus Erfahrung, war langwierig und meist nur in einer Spezialwerkstatt durchzuführen. Die aber war hier weit entfernt, und die Berufspflichten drängten.

Er klagte den Männern des nächsten Hammers, die zur Unglücksstelle geeilt waren, seine Not und bat sie, ihm zu helfen. Sie sahen sich die abgeschnallte Prothese an, wußten aber keinen Rat, sie getrauten sich nicht an den komplizierten Mechanismus heran. „Sie sind doch keine Uhrmacher“, meinten sie. Schließlich schoben sie den Verunglückten mit seinem Auto die Straße hinunter zum Dorfe. Als sie bei dem alten Meister Stahlschmidt vorbeikamen, der unter der Tür seines Hammers stand, ging einer mit der Prothese zu ihm. Sie fühlten sich doch bedrückt, daß sie dem armen Manne nicht helfen konnten und wollten die Bestätigung haben, daß das eben nicht zu machen wäre.

Meister Stahlschmidt nahm das empfindliche Kunstwerk in seine großen, harten Hände und befah es von allen Seiten. Dann hob und senkte er vorsichtig die Ober- und Unterteile gegeneinander, und schließlich nahm er einen Schraubenzieher, um den ganzen Mechanismus zu zerlegen. Der Reisende, der mehr mißtrauisch als hoffnungsvoll im Auto danebensaß und zusah, fragte etwas ängstlich, was nun geschehen solle. Meister Stahlschmidt antwortete keine Silbe, er sprach nie bei besonderen Anlässen. Der Reisende wollte gegen die Zerlegung seines Kunstbeines protestieren, er traute dem härtigen, rußigen Riesen da nicht recht. Die anderen bedeuteten ihm aber, zu schweigen und suchten ihm begreiflich zu machen, wenn er da vor sich habe. Da ergab er sich in sein Schicksal und wartete halb verzweifelt und skeptisch den Gang der Dinge ab.

Um es kurz zu machen: Meister Stahlschmidt arbeitete wortlos anderthalb Stunden lang. Er fertigte zwei neue Stahlfedern an, setzte sie in das zerbrochene Gelenk, fügte neue Schrauben ein, zog sie an, dann überreichte er dem Manne seine Prothese. Dieser versuchte das Gelenk in den Händen — die Sache klappte scheinbar, sie klappte sogar vorzüglich. Er schnallte sich mit neuen Hoffnungen die Riemen

an, trat auf, ging einige Schritte und trat dann mit glücklichen, überschwenglichen Dankesworten auf den Meister zu, der ihm schmunzelnd zugeschaut hatte. Den Dank aber lehnte er ab, eine Bezahlung erst recht. Dieses Stück Arbeit, das er da geliefert hatte, hätte er selbst bezahlen mögen, so stolz fühlte er sich davon erhoben. Es war ein Meisterstück, vollbracht im 65. Lebensjahre.

Der Reisende kam noch oft in unsere Gegend, er fuhr jedesmal beim Hammer vor, um ein Wort zum Meister Stahlschmidt zu sprechen und ihm freudestrahlend zu versichern, daß die Prothese immer noch in Ordnung sei und überhaupt nicht mehr entzweigen könne. Das war höchster Lohn für das gute Herz des Meisters.

Ja, er hatte ein gutes, weiches Herz, das hätte man seinem äußerlich rauhen und robusten Wesen kaum zutrauen mögen. Wir wußten das ja schon immer und hatten als Jungen stets Vertrauen zu ihm gehabt, trotz einer gewissen Scheu, die uns immer im Abstand hielt. Als ich mich nach dem geschilderten Ereignis einmal mit der Nachkriegsjugend des Dorfes unterhielt, merkte ich, daß sie eine stürmische Verehrung und Liebe für den altgewordenen Meister empfand. Sie ist ihm über den Tod hinaus treu geblieben.

Ehe ich aber darauf zu sprechen komme, möchte ich noch einiges aus seiner kraftvollsten Zeit erzählen.

Es gab in jedem Hammerwerk ein paarmal im Jahre Tage, da wollte es nicht recht gehen mit der Arbeit. Da zersprang das Schmiedeeisen, da setzte sich das Wasserrad fest, die Achse drehte sich nicht nach Wunsch, der Hammer saß locker am Stiel — man schwitzte sich tot und brachte nichts zuwege. Schließlich gab man es auf, ließ einen Liter Korn oder auch zwei holen und setzte sich zu einem blauen Halbtage zusammen.

Es soll nun niemand denken, daß die Schuld für solche Vorkommnisse bei den Arbeitern gelegen hätte; wer so spricht, kennt eben die sauerländischen Hammerwerke nicht und weiß nichts von dem Schmiedekobold, der an solchen Tagen kommt und den Männern alles verdirbt, was sie nur angreifen wollen. Er kommt ja zwar immer seltener, in alten, alten Zeiten war er häufiger, wenn er aber kommt, da ist rein nichts zu machen, man muß eben Schluß machen und ein bißchen feiern.

Meister Stahlschmidt beugte sich dann immer nur widerwillig, es war auch nur ganz selten, daß es bei ihm so weit kam, daß er den schweren Hammer mit einem Fluch in die Ecke schleuderte und sich zu den anderen setzte. Stundenlang saßen dann die Männer in dem dunklen Raume, neben dem langsam verglühenden Schmiedefeuer, auf einem Ambos der eine, die anderen auf Kisten oder Säcken, reichten die Flasche herum und erzählten sich dies und jenes, zuerst bedächtig, dann mählich wärmer und lauter. Sie mußten die brachgelegte Kraft schließlich irgendwie loslassen, so traten sie vor die Tür, machten Ringkämpfe miteinander oder andere Kraftübungen.

Nur mit Meister Stahlschmidt wollte niemand mehr einen Kampf machen, das hatte keinen Zweck, da man gegen ihn doch nicht ankonnte, und er selbst ohne rechten Partner nichts davon hatte. Er machte dafür Stemmübungen, zuletzt mit dem großen Amboß, bei dem die anderen Mühe hatten, ihn vom Boden hochzuheben. Kam er erst richtig in Fahrt, so hob er ihn auf seinen Säulenarmen hoch in die Luft. Dann packte ihn wohl das Feuer seiner ganzen Riesenkraft, er stellte den Amboß vor die Tür auf eine Eisenplatte, fachte drinnen das Feuer an, stieß die schwerste Stange hinein, bis sie weißglühend leuchtete und trat mit ihr vor den Amboß, einen ungeheuren Hammer in der Rechten, stand wie ein Zyklop, funkenumsprüht, und schmiedete von Hand ein Stück Arbeit, das sonst nur dem Schwanzhammer untergelegt wurde. Dann standen die anderen staunend vor solchem Kraftausbruch, der Bann des Kobolds aber war gebrochen, am nächsten Tage wagte er es nicht mehr, das Werk der Männer zu behindern.

Es waren viele Geschichten über Meister Stahlschmidt im Umlauf, und manchen war anzumerken, daß sie erfunden oder mächtig übertrieben waren. Ihm selbst durfte so etwas nicht zu Ohren kommen, dann wurde er wütend. An ein lustiges Erlebnis seiner Gesellenjahre aber erinnerte er sich selbst sehr gern und konnte noch in alten Tagen herzlich darüber lachen, das war sein Ringkampf mit einem Bären gelegentlich eines Jahrmaktfestes im Dorfe. Es war nicht etwa so ein armseliger, halbverhungertes Trottelbär gewesen, wie er gewöhnlich hinter dem Gauklerkarren hergeschleppt wurde, sondern ein richtiger brauner, ungeheurer Bär, eine wahre Bestie an Kraft. Der Besitzer hatte vor den Dorfleuten ein wenig viel mit seiner Kraft geprahlt, bis schließlich, mehr von den Kameraden geschoben als aus eigenem Willen, der junge Stahlschmidt den Ringkampf herausgefordert hatte.

Aber es war heiß hergegangen dabei, vor erst lachenden, dann lautlosen und schließlich erschrockenen Zuschauern. Der Bär, dem man vorher die Fußkette abgenommen hatte, war, als tatsächlich der junge Menschenriese ihn an den Vorderpranken umfaßt und auf den Boden gezwungen hatte, ganz wild geworden und nicht mehr zu bändigen gewesen. Seinen Herrn, der ihn beruhigen wollte, hatte er mit einer Schulterbewegung auf die Seite geworfen, den Maulkorb zerrissen und zu jedem Angriff bereit hoch auf den Hinterpranken gestanden. Leicht hätte die Geschichte böse auslaufen können. Schließlich war es Stahlschmidt mit der Gewalt seiner ganzen Kraft gelungen, den Bären von hinten zu umfassen und so lange zu bändigen, bis die anderen ihn mit Stricken und Ketten gebunden und so wieder zahm gemacht hatten. Hinterher war das dann ein ganz wildes Fest geworden.

Ein ganz tolles und lustiges Stück aber erzählte man mir vom Meister Stahlschmidt, als ich im Sommer des Kriegsjahres 1918 für ein paar Urlaubstage in der Heimat weilte. Damals waren auch viele Hammerwerke des Sauerlandes für Kriegslieferungen tätig, so machte man bei uns vielfach Hacken, Spaten, Schaufeln, Äxte, Hämmer und dergleichen für den Heeresbedarf. Dann und wann kamen einige hohe Herren der Kriegslieferungskommissionen in die Hammerwerke, um mehr oder minder kluge Anweisungen zu geben und den Fortgang der Arbeiten zu besichtigen. Und im letzten Kriegsjahre kam dann einmal so ein besonderer Herr, wie sie Gottseidank selten waren, die es aber schon mal in solchen Ämtern gab, so ein Unabkömmlicher, der seine Nase gern in alles steckte und nicht den Hauch von Ehrfurcht oder Anerkennung gegenüber guter, fleißiger Werkarbeit verspürte. Er segte in allen Ecken herum, wußte alles besser als andere Leute und langweilte und ärgerte die Hammerschmiede zum Erbarmen. Der gute Gemeindeamtman Hollerbeck, der ihn umherführen mußte, hatte seine liebe Not mit ihm.

Dieser Kommissionsherr, dessen Namen ich gar nicht

nennen will, kam auch zum alten Meister Stahlschmidt. Der stand gerade vor der Tür und überprüfte eine Ladung schwerer Äxte, die fertig angestellt zum Versand bereit lagen. Sie waren in Ordnung. Der Herr aber schien anderer Meinung zu sein, er nörgelte hier und da herum, so daß es schließlich dem Meister zu dumm wurde. Er schaute sich den Mann an, als verstünde er seine Sprache nicht, kratzte sich hinter dem Ohr, ging in die Schmiede und ließ jenen stehen. Voll beleidigter Würde lief der ihm nach, um im Hammer sein Spiel fortzusetzen. Meister Stahlschmidt jedoch ließ das Triebwerk an, setzte sämtliche Hämmer und das Gebläse in Gang, so daß ohrenbetäubendes Geföse den Raum durchdröhte und machte sich am Amboß zu schaffen. Er sah den Fremden überhaupt nicht an und drehte sich, als der trotz eifrigen Zutredens von seiten des Amtmanns Hollerbeck noch immer nicht von ihm ablassen wollte, immer so um den Amboß herum, daß er jenem den Rücken zuwandte. Die anderen Hammerleute, vorab die Lehrlinge, schauten mit heller Freude dem komischen Vorgange zu, selbst der Amtmann konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Der Fremde bemerkte das und geriet außer Fassung über soviel offensichtliche Mißachtung. Er faßte den Meister an der Schulter, um ihn so herumzuwenden und zum Zuhören zu veranlassen.

Das aber hätte der gute Mann bleiben lassen sollen. Der Hammermeister wandte sich jetzt tatsächlich nach ihm um, die Hand des Fremden schüttelte er ab wie eine Fliege und richtete sich zu voller Größe auf. Die Mütze schob er in den Nacken und blies in seinen Urwaldbart, daß er wie Funken knisterte. Dann faßte er seinerseits den hohen Herrn an der Schulter, etwas derber als der vorher, griff mit der anderen Hand unter seinen Hosensboden, hob ihn auf und trug ihn wie ein Büblein vor die Tür an den Wegrand. Dort setzte er ihn ins Gras, wandte sich wortlos wieder zurück und ging an seine Arbeit.

Das war ein Hauptpaß gewesen für alle Leute im Lande! Überall erzählte man die Geschichte, besonders, daß hinterher die große schwarze Schmiedehand mit sämtlichen fünf Fingern am Hosensboden des seinen Herrn abgemalt gewesen war. Und die Schmiedelehrlinge sangen ein Lied darauf, das war aber so, daß man es nicht wiedergeben kann, so frech war das!

Der abgeblühte seine Herr, dem Meister Stahlschmidt bewiesen hatte, daß er nicht zu seinem Amte paßte, hatte zwar einen Radeschwur getan, woraus sich jedoch niemand etwas machte, und Amtmann Hollerbeck hatte einen Bericht nach oben einreichen müssen. Darauf hatte man nichts mehr von der Sache gehört, auch nicht von dem Kommissionsherrn.

Meister Stahlschmidt aber ging damals schon dem Grabe zu. Als ich ihn nach dem Kriege zuerst wiedersah, tat er mir leid. Sein Bart war grau geworden, und die Lebenskraft verließ ihn schon. Sein Gang war mühsam geworden; denn in den Beinen hatte sich das Wasser festgesetzt und lähmte sie. Das war die Krankheit vieler Hammerschmiede, die im Oberkörper und in den Armen dank der täglichen schweren Arbeit stark und rüstig blieben bis zum Ende, aber in den Beinen frühzeitig steif und schwach wurden, kranke Nieren bekamen, bis die Wassersucht ihrem Leben langsam ein Ziel setzte. Meister Stahlschmidts Leben verfiel in dem Maße, wie sein Handwerk selten wurde und die alten Hammerwerke mehr und mehr verschwanden.

Ein Unglücksfall brachte einige Jahre nach dem Kriege seinem langsamen Sterben einen jähen Abschluß. Als er eines Tages auf seinen müden Füßen aus dem Hammer auf die Straße trat, die längst statt des alten Fahrweges durch das Tal führte, überhörte er mit seinen im Schmiedelärm taub gewordenen Ohren das Signal eines heranrollenden schweren Lastwagens und wurde überfahren.

Wir sind alle mit an sein Grab gegangen. Sein Hammer ist längst verfallen.



Felsrelief „Kreuzabnahme“ an den Externsteinen im Teutoburger Walde.
Neuschneidplatte der Sagner Hütte aus dem Jahre 1823.

Medaillen- und Plakettenkunst.

Von Dr. W. Gebhart, München.

Vor jeder medaillengeschichtlichen Betrachtung, die sich nicht nur der Sachwelt zuwendet, scheint es nicht ohne Nutzen zu sein, sich über den weitesten Begriff der Medaille — einer heute entlegenen Spielart plastischer Kunst — zu verständigen. An eine geläufige Vorstellung anknüpfend, gehen wir aus von der immer wieder begegnenden Frage, was den Unterschied der „Münze“ von der Medaillenkunst“ ausmache?

Antwort: Nichts! Denn die Münze ist lediglich eine Medaille mit Geldcharakter und untersteht den gleichen formalen und künstlerischen Gesetzmäßigkeiten wie die Medaille oder Schaumünze, die nur „als rundes oder ovales zweiseitiges Guß- oder Prägestück in beschränkter Dicke und handlicher Größe, von dem mindestens eine Seite reliefmäßig bildhaft gestaltet ist“, bestimmen. Die Plakette — meist einseitig — unterscheidet sich nur durch die eckige Form.

Was die erwähnte Frage immer wieder veranlaßt, ist offenbar die technische Verschiedenheit unserer geprägten Münze von der meist gegossenen modernen deutschen Medaille. Auch

die Frühzeit der Medaille in der italienischen Renaissance im 15. Jahrhundert und nördlich der Alpen — im 16. Jahrhundert — war vom Gußstück beherrscht. Das Prägestück, das bisher nur in der Münze vertreten war, spielte bei der Entstehung und Entwicklung der Medaille auf italienischem Boden nur insofern eine Rolle, als es in der Form der römischen, das Kaiserbildnis tragenden Kaiser Münze, die als begehrtes Sammelobjekt allenthalben vor Augen lag, den Gedanken wachrief, in ähnlicher Form, aus dauerhaften Werkstoff, die ich- und weltbesessenen Tyrannen der Zeit zu verherrlichen und ihre Erscheinung in eine Art diesseitiger Ewigkeit zu retten.

Durch die Humanisten wurde der Gedanke der Schaumünze in Deutschland heimisch. Auch hier trat sie als Gußstück auf, entwickelte sich aber in den Hochstätten eines selbstbewußten Bürgertums Augsburg und Nürnberg künstlerisch und geistig in einer betont bodenständiger und deutschen Art. Bezeichnend ist ihr sozialer Charakter: Nicht ausschließlich — wie in Italien — dem dynastischen Bedürfnis dienend, fand sie Aufnahme in allen Schichten, zumal



Franz II. von Österreich.
Eisenguß vom Tiroler.



Franz II. von Österreich.
Jugendbildnis von Leonhard Posch.



Freiherr von Heinitz.
Gußferne Plakette von F. A. König. Gleiwitz um 1797.

der städtischen Bevölkerung, und wurde eine bürgerliche Angelegenheit mit einem unverkennbar gemütvollen Einschlag. Die bildhafte Verlebendigung der bedeutsamen ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts wird an den langen Reihen der Schaumünzen mit den Köpfen von Fürsten, Narren, Gelehrten, Künstlern, Kaufleuten usw. in unvergleichlicher Weise möglich.

Bereits in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aber verliert die Medaille das ihr eigentümlich deutsche und bürgerliche Gesicht und rückt aus der breiten Volkstümlichkeit in die höfische Sphäre. Italienische und niederländische Künstler, vornehmlich im Dienste katholischer Fürsten, bestimmen ihren künstlerischen Charakter. Die saftige Ursprünglichkeit und die Werkfrömmigkeit des Jahrhundertanfangs weichen einer gekünstelten, fremdländisch bestimmten Ausdrucksform. Die private bürgerliche Medaille wird zurückgedrängt, hält sich aber im Schatten des fürstlichen Schaustückes in einer gewissen, wenn auch nicht mehr die große Linie bestimmenden Regsamkeit.

Von der höfischen zur Staatsmedaille war ein kleiner Schritt, der am frühesten in dem staatspolitisch fortgeschrittensten Lande, in Frankreich, getan wurde. Dieses Land, bisher medaillengeschichtlich nicht allzu bedeutsam, übernimmt nun die Führung. 1663 wurde in Paris die „Académie des inscriptions et de numismatique“ ins Leben gerufen. Ihr oblag die Veranstaltung der Medailleserie mit der Darstellung der Taten des Sonnenkönigs. Damit hatte sich der Absolutismus der Medaille bemächtigt. Aus der früheren Privatmedaille höfischen und bürgerlichen Charakters wurde eine Angelegenheit der Staatsraison. Die bisher vorherrschende Gußmedaille wich gleichzeitig dem Prägestück, das, dem neuen Sinn der Schaumünze entsprechend, in Massenauflagen verbreitet werden konnte. Die Staatsmedaille im Sinne Ludwigs XIV. bestimmte, auch künstlerisch, den Charakter der europäischen barocken Schaumünze des 17. und 18. Jahrhunderts und erfuhr unter Napoleon noch eine letzte großartige Belebung.

Weniger eindrucksvoll tritt um die Jahrhundertwende die

deutsche klassizistische Medaille, zunächst noch im Bann des westlichen Vorbildes, auf den Plan.

Mit dem beginnenden neuen Jahrhundert aber begegnen wir auf deutschem Boden einer in jeder Beziehung neuen Erscheinung, die erstmals nach Jahrhunderten, wenn auch nur vorübergehend und begrenzt, eine bodenständige Blüte der Schaumünze zeitigte, der Eisengußmedaille.

Ihre Entstehung und Entfaltung verdankt sie dem glücklichen Zusammentreffen einer künstlerischen Schöpferkraft, wie sie in der Person des Medailleurs Leonhard Posch wirksam war, mit der gleichzeitigen Vervollkommnung des Eisengusses.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden unter Förderung Friedrichs des Großen neue schlesische Eisenwerke, darunter 1756 Malapane (östlich von Oppeln). Hier gelang es 1794, dünnflüssiges Eisen für den Feinguß durch Umschmelzen des Roheisens in Kupolöfen zu gewinnen. Der Chef des preussischen Bergwerks- und Hüttendepartements, Freiherr von Heinitz, und sein Mitarbeiter Graf Reden, als Direktor des schlesischen Oberbergamtes, setzten sich für den weiteren Ausbau des preussischen Hüttenwesens ein, nicht zuletzt mit der Absicht, den technisch verfeinerten Eisenguß künstlerisch auszuwerten. So wurde 1796/97 zunächst die Gleiwitzer Eisengießerei mit englischen Kupolöfen für den Kunstguß errichtet.

Während das sächsische Eisenwerk Lauchhammer 1784 den Eisenkunstguß mit der Herstellung großer rundplastischer Arbeiten aufnahm und dann weiter verfolgte, nahm sich Gleiwitz zunächst des Medaillengusses an. Die Produktionslisten verzeichnen bereits für das Jahr 1798 1254 Medaillen. Jährlich steigend wuchs die Jahresproduktion 1803 auf 15 593 Stück. Diese ungeahnten technischen Möglichkeiten konnten zunächst künstlerisch nicht genützt werden. Wie bereits angedeutet, war die zeitgenössische Medaille ausschließlich prägetechnisch orientiert und außerdem in Deutschland dürftig vertreten. Tatsächlich konnte man in



Der österreichische Staatsminister Karl Zichy und seine Gemahlin.
Plaketten von Leonhard Posch.

Gleiwitz in den ersten Jahren nur ein paar Modelle des Breslauer Medailleurs Ant. Fr. König mit den Bildnissen des Ministers v. Heinitz, Friedrich Wilhelms II., ferner dem Doppelbildnis Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, beschaffen. Hauptsächlich aber betätigte sich in diesen ersten Jahren die Gleiwitzer Hütte im Guß einer Serie von 165 Medallions mit Bildnisköpfen zur Geschichte der Römer und Griechen, klassizistischen Arbeiten aus England von Jos. Wedgwood, u. a. die, die Graf Reden von seiner englischen Studienreise (1789) als Glaspasten, Reliefs usw., von denen Zinnmodelle hergestellt wurden, mitgebracht hatte. Das in dieser Folge vermittelte künstlerische Bild ist nicht erfreulich. Diese Kleinreliefs wurden in England größtenteils nach Vorlagen griechischer und römischer Münzen und Gemmen, Kamönen und Plastiken kopiert und ziemlich unpersönlich im Geschmacke der Zeit zurechtgemacht. Das Ergebnis ist ein fader, fabrikmäßig ausgewalzter Klassizismus aus dritter und vierter Hand. Besonders unerquicklich erscheint uns heute die Art, wie griechischer und römischer Stil auf einen handlichen Generalnenner gebracht sind, der offenbar den Vorstellungen der Zeit von antiker Kunst entsprach.

Die in Gleiwitz gesammelten technischen Erfahrungen, aber auch die künstlerische Überlieferung wirkten fort in der 1804 gegründeten Berliner Eisengießerei. Auf die Dauer war die provinzielle Entlegenheit des Gleiwitzer Werkes, soweit der Kunstguß in Frage kam, unmöglich. Von der unmittelbaren Berührung mit dem gesellschaftlichen und kulturellen Zentrum Berlin konnte man weitere Entfaltung erwarten. In der Folge wurde daher die Berliner Eisengießerei, nach der sich von nun an das Gleiwitzer Werk orientierte, technisch und künstlerisch führend. Dem allgemeinen Bedürfnis entsprechend nahm man auch in Berlin die Reproduktion von Kleinreliefs klassischer und klassizistischer Kunst auf. Auf den üblen Import englischer Arbeiten wurde verzichtet. Man griff zu antiken und klassizistischen Gemmen, von denen Zinnmodelle gefertigt und in Eisen gegossen wurden. Diese — technisch übrigens bemerkenswert feinen — Güsse hatten den Vorzug größerer Haltbarkeit gegenüber den beliebten und in vielen Sammlungen vertretenen Gipsnachbildungen. Doch

stand das dunkle Eisen dem Charakter der Originale viel ferner als der neutralere helle Gips, in dem auch das Relief im Spiel von Licht und Schatten ungleich besser zur Geltung kam. Die Kopien in Eisen fanden wenig Anklang. Dazu mögen die zahlreichen Gipskopien antiker Plastik beigetragen haben. Man konnte sich auch die marmornen Originale nicht anders als einfarbig weißlich vorstellen. Von ihrem ursprünglich polychromen Aussehen wußte man nichts. Mit diesem falschen Bild der bewunderten antiken Kunst im Herzen verfiel man darauf, Gips auch für die zeitgenössische Kleinkunst zu verwenden und damit eine billige Angleichung an die stoffliche Wirkung der antiken Originale zu erreichen.

Viele der etwa 800 Arbeiten von Leonhard Posch, mit dem endlich die Eisengußmedaille ihre künstlerische Vollendung und geschichtliche Bedeutsamkeit erlangte, sind uns in Gipsmedallions und Plaketten, zum Teil gerahmt und unter Glas, als Wandschmuck erhalten. Geboren 1750 in Tirol, kam Posch auf dem Umweg über Wien, wo er offenbar von der Wiener Gußmedaille entscheidend beeinflusst wurde, 1804 nach Berlin, also in dem Jahr, in dem die Eisengießerei aufgetan wurde. Sofort nutzte das Eisenwerk seine Kunst. Neben die Vielfältigkeit seiner Arbeiten in Gips traten nun die Eisengüsse. Als bald war er mit Porträtaufträgen überhäuft. Voran bediente sich seiner die königliche Familie. Adel und Bürgertum folgten. In der Zeit der französischen Invasion arbeitete er für die fremden Offiziere, Beamten und ihre Familien, die ihre Porträts in Eisengüssen nach Frankreich schickten. 1810 geht er nach Paris, porträtiert das halbe Paris und kehrt schließlich 1814 wieder nach Berlin zurück. Hier bekommt er einen festbesoldeten Auftrag: Er muß junge Leute aus den Kunstanstalten des Berg- und Hüttendepartements in der Technik des Modellierens unterrichten und Modelle für die Münze, die Porzellanmanufaktur und die Eisengießerei liefern.

Aus dem nun einsetzenden Alterswerk des Meisters ragen die Köpfe der Freiheitskriege: Blücher, Yorck, Scharnhorst, Gneisenau, Schill, Körner usw. Die Volksmedaille im besten Sinn erfuhr durch Posch eine großartige Belebung. Das Hochgefühl der Zeit trug die kleinen Eisenreliefs mit den



Der Königstuhl
zu Rhens.
Neujahrspalquette 1826
der Sayner Hütte.

populären Bildnissen in die weitesten Kreise. Glücklich fanden sich der Künstler und die junge Technik des Eisenkunstgusses zusammen. Das Wort der Not: „Gold gab ich für Eisen“, klang nach und brachte das schlichte Metall für Schmuck, Kunstgerät, Medaillons usw. in Mode.

Der Ruf des Künstlers war schon in seiner ersten Berliner Zeit nicht auf die Hauptstadt beschränkt geblieben. Vor allem spannen sich Fäden nach Weimar. 1807 modellierte Posch das Porträt Karl Augusts nach dem Leben und die Bildnisse der Weimarer Großen: Herder, Wieland, Schiller und Goethe nach Vorlagen. Zwanzig Jahre später erscheint Posch in Weimar, um die herzogliche Familie und Goethe zu porträtieren.

Posch war im Österreich der Maria Theresia aufgewachsen: Ein Rest des quellenden barocken Elements seiner Heimat und seines Menscheneschlages ist in seinen besten Arbeiten auch der späten Zeit spürbar. Er bewahrte ihn vor klassizistischer Erstarrung.

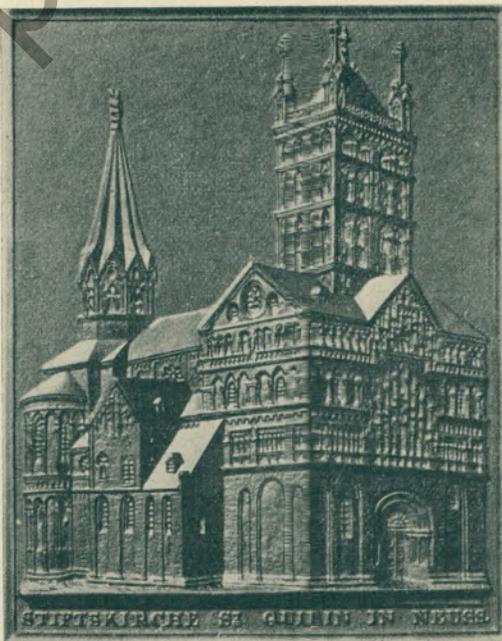
Gleiches ist über seine Technik zu sagen. Der im Geschmack der Pseudoklassik geglätteten und akademisch erakten Prägemedaille, in der das Präzisionsmechanische bereits merklich die Form mitbestimmt, stellt er die maschinell ungebundene Gußmedaille entgegen. So entfaltete er frei und natürlich seine hohe porträtistische Begabung, fern von der üblichen antikisierenden Geschraubtheit. Er zwang seine Modelle nicht in das Schema der Casarenbüsten und verzichtete auf alle römische Drapierung. Im Zusammenhang damit ergab sich die Möglichkeit, den Kreis der Dargestellten höchsten Standes, auf den sich die herrschende Staatsmedaille beschränkte, hin zum Bürgertum, das nun wieder geschichtlich bedeutsam wird, zu erweitern. In einer ungeahnten Weise wurde durch Posch die Kunst des Porträtmedaillons in

der Dienst aller Gesellschaftsschichten gestellt: Neben dem König, dem Heerführer steht in seinem Werk der Arzt, der Kupfermeister, die Sängerin, der Zuckerfieder, Konditor usw. Zum ersten Male seit der Renaissance tritt wieder das bürgerliche Element in der Medaille in Erscheinung. So wurde Posch — heute noch kaum gekannt — der Ikonograph Berlins am Anfang des 19. Jahrhunderts.

Neben Posch arbeiteten noch vereinzelt einige Medailleure und Modelleure für den Medaillenguß in Eisen im Bereich des Gleiwitzer und Berliner Werkes. Sie standen in seinem Schatten und blieben künstlerisch ohne Bedeutung.

Graf Reden war ein eifriger Förderer alter Bergmannsbetriebe, in deren Bereich die Sitte der Neujahrskartengrüße gehört. Möglicherweise ging sie von der Gleiwitzer Hütte aus, deren nachweisbar frühester Neujahrswunsch in dieser Form aus dem Jahr 1810 stammt. Die Karten wurden als eine Art Empfehlung an Behörden und Geschäftsfreunde versandt, der erste Guß kam jeweils an den König. Die Darstellung bezog sich auf Erzeugnisse der Gießerei oder brachte deren Gebäude und Einrichtungen zum Teil in reizvoller Weise zur Anschauung.

1815 ging die von dem letzten Kurfürsten von Trier bei Ehrenbreitstein erbaute, dann dem Hause Nassau gehörige Sayner Hütte in preussischen Staatsbesitz über und nahm bereits im nächsten Jahr den Kunstguß auf, mit Modellen von Berlin aus versorgt. Die Bildnismedaillen von Posch wurden auch hier nachgegossen. Die künstlerische Selbständigkeit wahrte sich die Hütte durch die Ausgabe von zum Teil vorzüglichen Neujahrskarten. Die erste Neujahrspalquette von 1819 weist nach Berliner Muster Hütten-erzeugnisse der letzten Jahre auf. Darunter auch Medaillen. In ähnlichem Sinn zeigt die Karte von 1821 die Ansicht der Sayner Hütte. Be-



Der Quirinuskirche zu Neuss.
Neujahrspalquette der Sayner Hütte.



reits 1820 aber, und dann von 1822 ununterbrochen bis 1865, erschienen rheinische und westfälische Gaudenkünstler auf den Plaketten, die damit weit über den Geschäftsbereich der Gießerei hinaus bedeutsam und begehrt wurden. Kein Geringerer als Leonhard Polch fertigte das Modell zur Plakette von 1820 mit der Ansicht des Kölner Domes. Mit Umsicht wurden jeweils die Darstellungsobjekte gewählt, die kultur- oder kunstgeschichtlich gerichtig genug erschienen, und mit denen man guten Anklang erhoffen durfte. So etwa die Porta nigra in Trier (1822), die Epternsteine (1823), der

Königsstuhl zu Abensberg, die Kirche zu Andernach (1832), der Chor der Abteikirche zu Heisterbach (1834) usw. Die Entwürfe für die Medallie wurden entweder von dem Modelleur selbst gefertigt oder ihm als zeichnerische Vorlagen geliefert.

Auch außerhalb des preussischen Bereiches wurde der Medaillenguß in Eisen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufgenommen. Das Lauchhammerwerk in Sachsen hatte sich 1784 unter der Förderung des Grafen Detlev Carl von Einsiedel dem Kunstguß großer rundplastischer



Die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff.



Der Maler und Kupferstecher Heinrich Aldegrever.

Eisenkunstgußplaketten von Curt Doebler, 1926. Aufgehängt im „Haus der Kunst“ zu Dortmund.



Weihnachtsrelief.
Von Dell Antonio.

Bildwerke zugewandt und ging 1819 zur Ausgabe von Medaillen über. Die Modelle wurden meist von Berlin bezogen und stammten von Leonhard Posch. Hauptsächlich hielt man sich an die begehrten Porträts des preussischen Königshauses, des Freiheitskrieges, der Großen aus dem Weimarer Kreis und an religiöse Plaketten usw.

Im Süden übernahm das Hüttenwerk Wasseralfingen, das 1671 in Betrieb gesetzt wurde, den Medaillen- und Plakettenguß. Hier waren bereits im 17. Jahrhundert künstlerische Bestrebungen im Guß verzierter Eisenplatten lebendig geworden. Daneben aber betrieb man auch hier seit Ende des 18. Jahrhunderts — wie in den Berliner ersten Jahren — den Guß klassizistischer Gemmen und versorgte sich außerdem mit einer Reihe von Modellen des Leonhard Posch.

Wenig ist bekannt vom Eisenguß in der klassizistischen

Medaillenkunst Österreichs. Nur so viel läßt sich mit Sicherheit sagen, daß er hier keine bedeutende Rolle gespielt hat. Wiederrum stoßen wir auf Leonhard Posch. Als eines seiner Jugendwerke darf ein Porträt Franz II. angesprochen werden, während die beiden Medaillons mit den Bildnissen des österreichischen Staatsministers Karl Zichy und seiner Gemahlin reife Arbeiten der Berliner Zeit und wohl auch Güsse der Berliner Hütte sind. Im übrigen beschränkte man sich offenbar in Österreich auf den Nachguß von Prägemedaillen.

Wir sehen, die Blüte der deutschen Eisengußmedaille im weitesten Sinn zu Beginn des 19. Jahrhunderts wuchs künstlerisch aus dem Werk des einen Meisters Leonhard Posch. Mit seinem Tod (1831) starb sie ab. Nur die Schwesterkunst der Plakette hielt sich, künstlerisch allmählich verfallend, bis über die Mitte des Jahrhunderts. Die eigentliche Medaille erlag dem mächtigen wirtschaftlichen Aufschwung des



Links:

Weihnachtsplakette 1923.

Eisenguß: Lauchhammer. Entwurf: Professor Hofmeier.

Mitte:

Weihnachtsplakette 1924.

Eisenguß: Lauchhammer. Entwurf: Professor Feuerle.

Rechts:

Weihnachtsplakette 1925.

Eisenguß: Lauchhammer. Entwurf: Professor Wedemeyer.



Botenwagen.
Wasseralfinger Kunstgießerei.
Entwurf von Ch. R. Ploß.



Schäferidyll.
Wasseralfinger Kunstgießerei.
Entwurf von Ch. R. Ploß.

Maschinenzeitalters, dem die geprägte Schaumünze — jetzt in einer stark industrialisierten Form — entsprach. Das Zeitalter der Prämienmedaille war angebrochen. Ihr Metall — Gold, Silber, Bronze — war wichtiger als ihr künstlerischer Gehalt. Die Porträtmedaille, zumal privaten Charakters, verschwand. Das Bildnis kleinen Formats, dessen Aufnahme eine gewisse Sammlung und „Beschaulichkeit“ verlangte, wich dem großen pomphaften Bildwerk, dessen Dimensionen allein schon ins Gemüt schlugen.

Um die Jahrhundertwende etwa vollzog sich auf Münchener Boden die Wandlung, die Lichtwardt als die „Wiedergeburt der Medaille“ bezeichnete. In der Besinnung auf die Schaumünze der Renaissance wurde der künstlerischen Medaille, und zwar der Gußmedaille, Form und Boden zurückgewonnen. Bildhauer von Namen, Goldschmiede usw. nahmen sich ihrer an und entwickelten sie in einer zeitgemäßen, gültigen Form mit unbestritten hohem künstlerischem Gehalt. In diesem Zeichen trat dann in den Materialnöten des Krieges — fast ein Jahrhundert nach dem klassizistischen Eisenmedaillon — die eiserne Schaumünze wieder in Erscheinung. In vielfältigster Art spiegelt diese Kriegsmedaille das große Geschehen der Zeit, verewigt die Bildnisse ihrer Männer. Wir erinnern nur an die bekannte Denkmünze von Hofaeus „Gold gab ich für Eisen“. Künstler, wie Schwegerle, Gangl, Wysocki usw., sind mit diesen Kriegs- und Volksmedaillen verbunden. Doch ist nicht zu übersehen, daß diese Erscheinung der Eisengußmedaille fast ausschließlich auf äußere Umstände, den Mangel an wertvollen Metallen, zurückzuführen und, was den künstlerischen Eisenguß betrifft, geschichtlich nicht allzusehr bedeutsam ist. Ungleich wichtiger erscheint die Tatsache, daß nach dem Krieg, und größtenteils unabhängig von den Metallverhältnissen, die Eisengußmedaille da und dort bewußte Pflege und Förderung gefunden hat. Dabei mag das Auftreten der eisernen Schaumünze während des Krieges als eine Möglichkeit, die man nun künstlerisch zu nützen suchte, nachgewirkt haben. In diesem Sinne übernahmen sie die Lauchhammerwerke. Sie führten, an die Neujahrsplaketten des letzten Jahrhunderts erinnernd, 1921 die Sitte ein, alljährlich eine Weihnachtsplakette herauszubringen. Die Folge dieser Stücke ist das Beste, was der moderne künstlerische Plakettenguß in Eisen aufzuweisen hat. Gleich

der Anfang, für den der Altmeister der deutschen Medaille, Max Dasio, gewonnen wurde, war vielversprechend. B. Gosen, Feuerle, H. Moshage, K. Roth, Börner, Fr. Hörnlein erscheinen als Meister in der weiteren Reihe. Ihre Betrachtung mag uns zur Besinnung auf die künstlerischen Gesetzmäßigkeiten des Eisengußreliefs führen.

Unverkennbar ist der Stil wesentlich bestimmt von der besonderen Beschaffenheit des Werkstoffes. Die Kühle, Sprödigkeit, Härte des Eisens widerstrebt jeder malerischen Behandlung, drängt zur Knappheit, zu bestimmten und eindeutigen Umrissen. Klare, kräftige Formgebung oder graphische Betonung der Umrisse heißen hier die beiden Möglichkeiten. Im Zeichen der ersteren stehen die Arbeiten Leonhard Poschs. Historisch gesehen wäre es allerdings ein Irrtum, anzunehmen, Posch hätte aus der Natur des Eisens seine Medaillenkunst bewußt herausentwickelt. Die klassizistische Kunst des Meisters, die er, wie wir bemerkten, zunächst in Gips übte, ließ sich in ihrer plastischen Beschränkung ohne weiteres auf Eisen übertragen. Den Stilrichtungen der Zeit überhaupt war Eisen als Werkstoff wesensgemäß. Anders liegen die Dinge heute, wo einem grundsätzlich anders gearteten Kunst- und Stilwollen vornehmlich die jeder Abstufung gefügige, geschmeidigere Bronze als Material der Plastik und auch der Reliefs entspricht. Die Verwendung des Eisens bedingt also eine ihm angepasste, mehr oder weniger bewußte Art der Modellierung, die heute offensichtlich nach dem Graphischen hinzielt. Das, was sich in einem kräftigen Relief im Spiel von Licht und Schatten aus Flächen, Höhen und Tiefen absezt, wird in betonten Linien und Umrissen deutlich gemacht. Nur so lassen sich weitläufige Bildinhalte, wie sie meistens in einer Simplakette vorliegen, im Eisenrelief bezwingen, sollen sie sich nicht im Malerischen, das dem Werkstoff widerspricht, verlieren.

In der Besinnung auf die stilistischen Gesetzmäßigkeiten der Eisengußmedaille liegt die Zukunft ihrer künstlerischen Weiterentwicklung. Gelegenheiten und Anlässe äußerer Art sind ihrer Förderung günstig. In dem weiten Feld der Volksplakette, der Fabrik- und Jubiläumsschilder kann sie sich entfalten. Zu wünschen bleibt, daß die Eisenindustrie sich der ihr angemessenen Eisenplakette annimmt und damit einer alten Kleinkunst berechnete Lebensmöglichkeiten schafft.



Obstschüttler.
Wasseralfinger Kunstgießerei.
Entwurf von Ch. R. Ploß.

Der Motor des Weltalls.

Die Atomenergie der Sterne ist der „Motor“ des Weltalls. — Das Rätsel der kosmischen Höhenstrahlung endlich gelöst? — Die „Herenküche“ der Sterne.

Von Dr. H. Woltfereck.

Sonnenstrahlung — durch atomare Energie!

Es ist eine alte Wahrheit, daß sehr häufig in der Geschichte der Wissenschaft gerade diejenigen Fragen die schwierigsten waren, deren Beantwortung am allerleichtesten zu sein schien. Was kann es beispielsweise einfacheres geben als die simple Tatsache, daß die Sonne scheint? Das ist so „selbstverständlich“, daß der Laie kaum auf den Gedanken kommt, einmal nach der Ursache dieser Strahlung zu fragen. Auch die Wissenschaft hat sich erst in neuerer Zeit diese Frage vorgelegt — mit dem überraschenden Ergebnis, daß sie sie zunächst in keiner Weise beantworten konnte! Erst die Forschungsergebnisse der letzten Zeit haben den Weg gezeigt, der wahrscheinlich zur Lösung dieses Problems — das sich zu der vielleicht größten und schwierigsten Frage der gesamten modernen Astronomie entwickelt hat — führen wird, wenn wir auch im Augenblick von einer wirklich endgültigen Antwort auf unsere Frage noch sehr, sehr weit entfernt sind. . .

Folgende Überlegung führe zur Entdeckung des Rätsels der Sonnenstrahlung: Die ständige Ausstrahlung muß für die Sonne natürlich einen dauernden Energieverlust bedeuten, und nach dem bekannten Gesetz von der Erhaltung der Energie muß diese Kraft irgendwoher geliefert werden. Diese Kraft aber muß ganz unvorstellbar groß sein, denn neuere Berechnungen haben gezeigt, daß die Sonne ein Alter von etwa 8 Billionen Jahren hat — und diese enorme Zeitspanne hindurch hat sie ihre Strahlung ununterbrochen in den Weltraum geschleudert, ohne von außen irgendeine Energiezufuhr zu bekommen. Keine unserer irdischen Kraftquellen reicht aus, um die Sonnenstrahlung auch nur annähernd verständlich zu machen. Wenn die Sonne — wie Kant fälschlich annahm — sich selbst verbrennen würde, dann müßte sie schon in ein paar Jahrtausenden zu Asche geworden sein; auch die Energie der radioaktiven Strahlung genügt keineswegs, um den „Bedarf“ der Sonne zu decken. Zahlreiche berühmte Forscher haben sich seit der Entdeckung dieses Problems mit aller Energie um seine Lösung bemüht, zahllose Theorien wurden darüber aufgestellt — es war alles vergeblich. Erst die neueste Entwicklung der Atomphysik hat den Astronomen den Schlüssel zur Lösung des Geheimnisses in die Hand gegeben. Die letzten Ergebnisse der Forschung auf diesem Gebiete haben gezeigt, daß nur eine einzige Kraftquelle ausreicht, um den ungeheuren Energiebedarf der Sonne zu decken: das ist die Energie ihrer Atome!

Der Motor des Weltalls.

Atomenergie? Wir haben von den neuen Versuchen zur Atomzertrümmerung gelesen, wir haben auch davon gehört, daß die Physiker hoffen, irgendwann einmal die Energie der Atome in den Dienst des Menschen zu stellen — aber was hat das mit der Sonnenstrahlung zu tun? Noch vor ein paar Jahren war die Annahme, daß die Energie der Sonne von ihren Atomen geliefert würde, nichts als eine unbewiesene, stark umstrittene Hypothese; aber inzwischen haben sich die Beweise für diese Annahme so weit verdichtet, daß an ihrer Richtigkeit kaum mehr gezweifelt werden kann. Wir kennen jetzt die ungeheuren Kräfte, die in den Atomen aller Stoffe verborgen sind, wir wissen, daß man mit einem erbsengroßen Stück Kohle die „Breimen“ über den Ozean und zurück fahren lassen könnte — wenn, ja wenn es gelänge, die Atomenergie dieses Stückchens Kohle vollständig auszunützen. Zunächst hatten rein astronomische Tatsachen zu der Vermutung

geführt, daß in der Sonne — und ebenso in den Sternen ununterbrochen Atome vernichtet werden; diese Annahme ist dann in letzter Zeit durch zahlreiche physikalische Untersuchungen bestätigt worden.

Wir wissen heute, daß sich die Atome der leuchtenden Sterne in einem ganz anderen Zustande befinden, als wir ihn von der Erde her kennen. Das Innere eines Sterns stellt eine wahre Herenküche von gewaltigstem Ausmaß dar, in der eine Temperatur von Millionen Graden herrscht und alle Materie gewissermaßen noch im „Urzustand“ ist. Die Atome haben dort eine ungeheure Geschwindigkeit, sie stoßen fortwährend zusammen, und dabei werden viele von ihnen zertrümmert: sie verschwinden als Materie und lösen sich in Strahlung auf. Mit dieser „Zerstrahlung von Materie“, wie das die Wissenschaftler nennen, ist natürlich ein erheblicher Gewichtsverlust verbunden — man hat berechnet, daß beispielsweise unsere Sonne in einer einzigen Sekunde über 4 Millionen Tonnen an Gewicht verliert! Sie wog also gestern 360 000 Millionen Tonnen mehr als heute — weiter wollen wir nicht rechnen, denn derartige Summen können wir uns trotz aller Inflationserfahrung ja doch nicht vorstellen. Übrigens ist die Sonne groß genug, um auch diesen gewaltigen Gewichtsverlust leicht ertragen zu können; ihr Atomvorrat würde für mindestens 15 Billionen Jahre ausreichen, wenn der jetzige „Verbrauch“ beibehalten wird.

Wir müssen uns nun darüber klar sein, daß wir in den atomaren Vorgängen im Innern der Sterne nicht nur die Quelle für die Energie der Sonnenstrahlung, sondern überhaupt den eigentlichen „Motor“, die Kraftquelle zu erblicken haben, die das ganze Weltall in Gang hält. Ununterbrochen wird in den Sternen Materie durch „Zerstrahlung“ vernichtet.

Das Rätsel der Höhenstrahlung gelöst?

Ein besonders wichtiger Beweis für diese neue Erkenntnis ist wenigstens dem Namen nach in der letzten Zeit der Öffentlichkeit sehr häufig genannt worden: es ist die „kosmische Höhenstrahlung“, die aus unbekanntem Tiefen des Weltalls auf die Erde kommt und an Durchdringungsfähigkeit alle sonst bekannten Strahlenarten weit übertrifft. Zahlreiche Wissenschaftler haben versucht, ihren Ursprung festzustellen, Professor Piccard hat ihretwegen seine berühmten Stratosphärenflüge unternommen — und nun scheint ihr Geheimnis endlich gelüftet zu sein. Professor Rienle (Göttingen) teilte kürzlich mit, daß es den Astronomen jetzt gelungen ist, die wahrscheinliche Entstehungsursache der Strahlung zu deuten: und diese Deutung ist recht überraschend. Es hat sich nämlich gezeigt, daß etwa einmal im Jahrhundert irgendwo in dem unseren Fernrohren zugänglichen Teil des Weltalls ein Stern ganz plötzlich mit enormer Helligkeit aufflammt und dann erlischt — er ist im wahrsten Sinne des Wortes explodiert. Auch hier kann es sich nur um — in diesem Falle allerdings enorm verstärkte — atomare Vorgänge im Innern des Sterns handeln, bei denen plötzlich die ganze, natürlich unvorstellbar große Energie in den Atomen des Sterns sich gegen diesen selbst kehrt. Der Stern begeht sozusagen Selbstmord, seine Atome werden vernichtet, und seine gesamte Materie löst sich in Strahlung auf. Diese Strahlung aber durchdringt nun das Weltall und kommt schließlich auch zu unserer Erde. Auch die kosmische Höhenstrahlung ist also nichts anderes als ein Bote jener „Herenküche der Atome“, die das ungeheure Kräfteeresevoir des gesamten Weltalls bildet.

Arzt, Chemiker, Techniker, Erfinder und Nationalökonom.

Zum 300. Geburtstag Dr. Johann Joachim Bechers.

Von Graf Carl v. Klinckowstroem.

Wenn man von einer Persönlichkeit sagen kann, daß ihr Charakterbild im Urteil der Zeitgenossen wie der Nachwelt schwankt, so trifft das auf den kurpfälzischen Arzt, Chemiker und Nationalökonom Johann Joachim Becher zu, dem anlässlich der dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages am 16. Mai 1635 in seiner Heimatstadt Speyer ein Denkmal errichtet werden soll. Sein Biograph Urban Gottfried Bucher bezeichnet ihn 1722 als das Muster eines nützlichen Gelehrten. Leibniz nennt ihn „esprit excellent“ und „vir ingeniosus“, schränkt dieses Lob aber hinsichtlich seiner menschlichen Qualitäten erheblich ein. Joh. Chr. Adelung hat ihm 1785 in seiner „Geschichte der menschlichen Nartheit“ (I, 123 ff.) einen großen Abschnitt gewidmet und sieht in ihm einen Scharlatan und Projektentmacher, wenngleich er seine beträchtlichen Kenntnisse nicht in Abrede stellen will. Hermann Kopp weist ihm in der Geschichte der Chemie einen ehrenvollen Platz an. Auf ihm fußte zum Beispiel Georg Ernst Stahls bekannte Phlogistontheorie. Stahl selbst hat Bechers bedeutendstes wissenschaftliches Werk, die 1669 zuerst erschienene „Physica subterranea“, neu herausgegeben.

Wir haben heute den nötigen zeitlichen Abstand, um Bechers Verdienste sachlich würdigen zu können. Die vielleicht übertriebene Selbsteinschätzung und das stets wache Mißtrauen des Autodidakten Staatsbeamten und Kaufleuten gegenüber, das ihn überall Intrigen wittern ließ, auch wo man nur wohlbegründete Bedenken gegen allzu utopisch anmutende Pläne Bechers hegte, und das ihm die Feindschaft einflussreicher Personen zuzog, brauchen wir heute nicht in den Vordergrund zu rücken, wenngleich es den Schlüssel gibt für den Mißerfolg fast aller seiner Pläne und Projekte. Wer denkt noch daran, daß ein Voltaire Schiebergeschäfte getätigt hat, die ihn heute mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gebracht hätten?

Johann Joachim Becher wurde als Sohn eines Pfarrers zu Speyer geboren. Aus seinen jungen Jahren wissen wir wenig. Als Siebzehnjähriger bezog er die Universität Mainz, wo er Mathematik, Medizin und Chemie studierte und zum Doktor der Medizin promovierte. 1658 oder 1659 wurde er durch den Kurfürsten von Mainz, dessen Günstling er zu gewinnen verstand, zum Leibmedikus und zum Professor der Medizin an der Universität Mainz ernannt. Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz wurde bald auf den fähigen Mann aufmerksam und zog ihn nach Mannheim, wo wir ihn 1664 bemüht finden, neue Manufakturen einzuführen, wie zum Beispiel eine Glashütte nach venezianischem Muster, ferner

Seidenmanufaktur, Wollen- und Leinenweberei. Gegen Ende dieses Jahres trat Becher in den Dienst des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern.

Von dieser Zeit an tritt die Tätigkeit Bechers als Mediziner völlig zurück hinter seinen Interessen für volkswirtschaftliche Probleme. Die

Ideen, die er auf diesem Gebiet in München und von 1666 an auch in Wien zu verwirklichen trachtete, verdienen unsere volle Beachtung, denn sie eilen seiner Zeit weit voraus; und es ist daher auch nicht verwunderlich, wenn sie auf Unverständnis und Widerstände stießen auch da, wo ihre Nützlichkeit und Ausführbarkeit einleuchten mußten. Hatte Becher schon 1661 im Entwurf seiner Mainzer Polizeiverordnung sich für die Gewerbefreiheit und für die Milderung des Zunftzwanges eingesetzt, so entwickelte er nunmehr in seinem zuerst 1668 gedruckten bedeutsamen wirtschaftspolitischen Werk „Politischer Discurs“ Gedanken, die ganz modern anmuten, und die ihm bei allen seinen wirtschaftlichen Gründungen als Leitmotiv dienten. Als Hauptgrundsatz seines ganzen ökonomischen Systems muß sein Wort von der „volkreichen nahrhaften Gemein“ gelten. Das heißt: Becher hatte bei allen seinen Vorschlägen in erster Linie die Volkswohlfahrt im Auge, nicht den Fiskus. Und wenn er einmal sagt, man solle das „publicum Interesse dem privato allezeit vorziehen“, so bedeutet das so viel wie „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“. Die großen wie die kleinen Kaufleute jedoch, denen solche Anschauungen fremd waren, sahen in ihm einen schlimmen Gegner. Becher kämpfte daher auch die hohe Belastung von allerlei Waren mit hohen Abgaben, namentlich die schweren Flußzölle, durch welche die Preise in die Höhe getrieben

wurden und Handwerk wie Bauernschaft verarmten. Dagegen hat er gegen Ausfuhrzölle nichts einzuwenden und tritt auf dem Gebiete des Auslands-handels energisch für Prohibitivzölle ein. Es sollen keine Waren eingeführt werden, die im Inlande auch hergestellt werden können, sondern höchstens die dazu nötigen Rohstoffe. In diesem Zusammenhange sucht er auch fremde Industriezweige im Inlande einzubürgern, um vom Import unabhängig zu werden. Sein Kampf gilt hier insbesondere den französischen Modeartikeln, für die unnötig viel Geld abwandert. Becher schätzt den Schaden, der durch Warenimport aus Frankreich jährlich entstand, auf vier Millionen Taler. Wir müssen bedenken, daß sich zur Zeit von Bechers Wirken Deutschland von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges noch keineswegs erholt hatte. Daher dienten alle seine Vorschläge im wesentlichen dem Zweck, Deutsch-



land aus seiner wirtschaftlichen und politischen Schwäche wieder aufzurichten und von der französischen Übermacht unabhängig zu machen.

Als Träger des nationalen Wohlstandes betrachtet Becher die drei Hauptstände: den Bauern (worunter er den Rohstoffproduzenten überhaupt versteht), den Handwerker und den Kaufmann, die aufeinander angewiesen sind und zahlenmäßig in der richtigen Proportion zueinander stehen müssen. Die Juden, die wandernden Handelsleute des Mittelalters, erkennt Becher als im höchsten Grade gemeingefährlich und bekämpft den Hausierhandel, der sich zur Kaufmannschaft ebenso verhalte wie die „Störer“ und „Stümper“ zum zunftmäßigen Handwerk. Für den Großhandel empfiehlt er privilegierte Aktiengesellschaften, und zwar möglichst für jeden Haupthandelszweig (deren Becher vierzehn unterscheidet) eine besondere „Compagnie“. Im übrigen aber wendet er sich scharf gegen alle Monopolen, Polypolen und Propolen (Vorkaufsrechte), da diese seiner allgemeinen politischen Staatsregel von der volkreichen, „nahrhaften Gemein“ zuwiderlaufen. Daher stieß er bei der Kaufmannschaft in München wie in Wien auf erbitterten Widerstand, an welchem seine Vorschläge, soweit sie in die Praxis eingeführt wurden, fast überall scheiterten. Auch paßte diesen die von Becher geforderte staatliche Preiskontrolle nicht in den Kram. In seiner um 1678 geschriebenen „Psychosophia oder Seelenweisheit“ (2. Aufl. Hamburg 1705) hat Becher in Form eines Zwiegesprächs seine volkswirtschaftlichen Grundsätze noch einmal eindringlich erläutert. Einen politischen „Stein der Weisen“ gibt es nicht, sagt er hier einmal an einer Stelle, wo er die Tyrannei, Eigensucht, Faulheit und Wollust von Fürsten und Ministern tadelt. „Gleichwohl aber sage ich dir dieses zum Beschluß, daß noch etwann ein anderer kommen wird, dessen ich nicht werth bin, die Schuhriemen aufzulösen, welcher die Regierer lehren wird, auf ihre Regierung selbst achtzugeben, der Unterthanen Wohlfahrt vor die ihrige zu halten, und den Pfaffen und Ministern den Muthwillen und Übermuth zu nehmen. Das ist die dreifache Materie, woraus der wahrhafte politische Lapis bereitet werden kan.“ (S. 174.)

Seine Ideen suchte Becher, begünstigt durch einsichtige Fürsten, in München und in Wien in die Praxis umzusetzen und unternahm dazu auch ausgedehnte Studienreisen. Aus der 1664 in München begründeten Seidenmanufaktur wurde er jedoch bald wieder hinausgedrängt². 1664 reichte Becher dem Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern ein Pro memoria ein, in welchem er seine Gedanken entwickelte: Der Staat soll vier Anstalten errichten: ein allgemeines Land- und Stadtmagazin oder Provinthaus, ein allgemeines Werk- und Zuchtthaus, ein allgemeines Kaufhaus und eine Bank. In dem Kaufhause sollten die Handelskompanien ihre Niederlagen haben, und die Kleinhändler sollten nur hier einkaufen dürfen. Ein Jahr darauf folgten zwei weitere Schriften, in welchen Becher unter anderem den Nutzen der Manufakturen, speziell der Woll- und Tuchmacherei, darlegte. Als sich Becher im Februar 1666 nach Wien begeben hatte, um dort im gleichen Sinne zu wirken, geriet bald die Münchener Seidenmanufaktur ins Stocken, und der als Direktor eingesetzte Lucas van Uffele wurde 1670 wegen betrügerischer Machenschaften verhaftet. Inzwischen hatte Becher in Wien das „Kommerzium-Kollegium“ und die Oesterreichische Seiden-Compagnie ins Leben gerufen, die gleichfalls der Förderung der nationalen Gewerbe und Industrie und damit der wirtschaftlichen Unabhängigkeit dienen sollten. Becher blieb indessen im Dienste beider Staaten und suchte für eine enge Handelsverbindung zwischen Bayern und Osterreich zu wirken. Er genoß in Wien die Gunst des Hofkammerpräsidenten Georg Ludwig Graf v. Singendorf und errichtete mit dessen Unterstützung 1675 das „Kunst- und Werkhaus“, das die einheimische Manufaktur durch Beschäftigung arbeitsloser und notleidender Handwerker, aber auch von Waisen, Bettlern und sogar Sträflingen beleben sollte. Aus welchen Gründen dann Graf Singendorf zum erbitterten Feinde Bechers wurde, so daß dieser 1678 nach Holland flüchten mußte, ist unbekannt geblieben. Der Tod des Grafen, der die Aufdeckung großer Unterschleife nur um wenige Monate überlebte, befreite Becher von den ärgsten Verfolgungen seiner Gegner. 1680 ging er bettelarm nach England, wo er die Gunst des technisch stark interessierten Prinzen Rupert von der Pfalz gewann. Über seine letzten Lebensjahre wissen wir wenig. Es sei nur erwähnt, daß er durch seine letzte Erfindung dem Lande, das ihm

ein Asyl bot, ein Geschenk brachte, durch welches die Vormachtstellung Englands als Industriestaat begründet werden sollte: nämlich durch das Verfahren der Verkokung von Steinkohlen einschließlich der Herstellung von Teer aus diesen. Becher hat darüber in seinem letzten ideenreichen Buche „Närrische Weisheit und weise Narrheit“ (1682) selbst berichtet (S. 64/65) und sagt, er habe Koks in Windsor „in grosso“ hergestellt. Dadurch gewann Englands Eisenindustrie, die wegen schwindender Holzreserven vor dem Zusammenbruche stand, eine Neubelebung. Allein Becher hatte auch hier keinen Nutzen von seiner erfinderischen Tätigkeit. Er starb nach der Überlieferung in Armut im Oktober 1682 in London. Andere vermuten, er sei erst im Jahre 1685 gestorben, während er mit dem Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow über die Verwirklichung seiner Idee einer „Ruh-Liebenden und ihren Nächsten zu dienen suchenden Philosophischen Gesellschaft“ — einer Art weltlichen Klosters — verhandelte. Diese Ideen sind in dem oben zitierten posthumen Werk „Psychosophie“ als Anhang veröffentlicht.

Es erübrigt, noch über Bechers Bedeutung als Erfinder und Techniker sowie über seine Kolonialpläne einiges zu sagen, um das Bild dieses vielseitigen, rastlos tätigen und dennoch vom Schicksal nicht begnadeten Mannes abzurunden. Becher ist der erste, der (nächst dem „Chaos“ des Paracelsus und dem damit identischen „Gas“ des van Helmont) das Wort „Gas“ wiederholt gebraucht (in seiner „Physica subterranea“ 1669), und zwar im Zusammenhang mit Gärungsprozessen. Er kennt in denselben Werke die gärungs- und säulnishemmenden Wirkungen des Zuckers und nimmt — ein ganz anderes Gebiet — gelegentlich einer Erörterung der Kreuzung zwischen Pferd und Esel das Mendelsche Vererbungsprinzip vorweg. Becher glaubte, wie ja noch manche andere Gelehrte seiner Zeit, an die Möglichkeit der Verwandlung unedler Metalle in Gold, namentlich an die Gewinnung von Gold aus Seesand; aber er widerrät solchen Versuchen und warnt vor alchimistischen Glückstrittern.

Es erinnert an die strengen Grundsätze der Handwerkerzünfte, die keine maschinellen Neuerungen zuließen, sofern sie nicht allen Zunftangehörigen zugutekamen, wenn sich auch Becher einmal dahin ausdrückt, man müsse „diejenige künstliche inventiones verbieten, durch welche man in der Arbeit die Menschen erspart“. Er will aber die Verwendung von Maschinen da zulassen, wo viel Arbeit ist und „wo man das Handwerks-Volk nicht wol haben kann“ („Närrische Weisheit“ 1682, S. 11). Immer liegt ihm die Volkswohlfahrt am Herzen. Ein Feind der Maschine an sich ist Becher jedenfalls nicht; denn er hat selbst eine ganze Anzahl solcher erfunden oder vorgeschlagen, wie insbesondere aus seiner „Närrischen Weisheit“ zu ersehen ist. Er hat zum Beispiel den Strumpfwirkerstuhl aus England eingeführt und verbessert. Zu seinen eigenen Konstruktionen bzw. Ideen gehören unter anderem ein Seidenfilatorium ohne Zahnräder, eine Sägemühle im Walde, eine Webvorrichtung usw. Becher projektierte ferner Kanalverbindungen zwischen den großen deutschen Stromsystemen und die Schiffbarmachung kleiner Flüsse mittels Schleusen.

Seine weitestreichenden Pläne aber, mit denen er seiner Zeit weit voraus-eilte, waren seine großzügig gedachten Kolonisationspläne³. Die Kolonien sollten ebenfalls dazu helfen, den wirtschaftlichen Nöten der Heimat abzuhelfen. Becher lenkte das Interesse des Kurfürsten von Bayern auf die holländische Ansiedlung Nieuw Amsterdam, das heutige Newyork, das aber zu eben jener Zeit den Holländern von den Engländern weggenommen wurde. Nunmehr wandte sich Becher im Auftrage des Kurfürsten an die Holländisch-westindische Kompagnie wegen Abtretung eines 3600 Quadratmeilen umfassenden Gebietsteils in Niederländisch-Guyana. Die Verhandlungen wurden aber bald wieder abgebrochen. Mit anderen Projekten ging es nicht besser, sie wurden als Schimären verspottet.

Quellen:

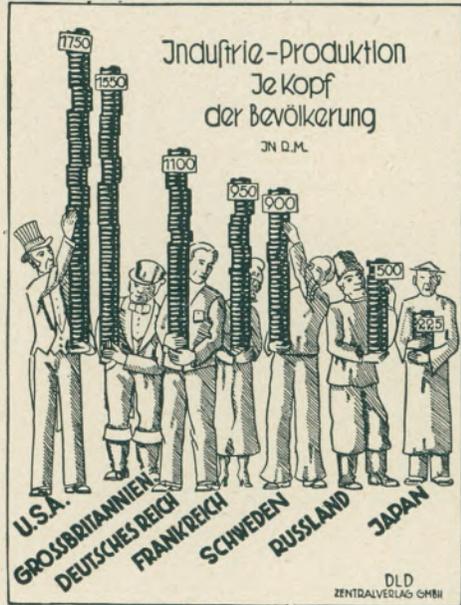
¹ Urkundlicher Nachweis von G. Berthold in den „Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz“, Bd. 15, 1891, S. 165.

² Simonsfeld, Henry: Johann Joachim Becher und die Seidenmanufaktur in München unter Ferdinand Maria. „Jahrbuch für Münchener Geschichte“ I, München 1887, S. 363 ff. Erdberg-Krezeniewski, R. v.: Johann Joachim Becher. Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie. Diss. Halle 1896.

³ Haffert, Kurt: Johann Joachim Becher, ein Vorkämpfer deutscher Kolonialpolitik. „Koloniale Rundschau“ (Zeitschrift für Weltwirtschaft und Kolonialpolitik), 1918, Heft 7/8.

Deutschland und die Weltwirtschaft.

Deutschlands Industriemacht



Deutschland erzeugt den zehnten Teil der industriellen Weltproduktion.

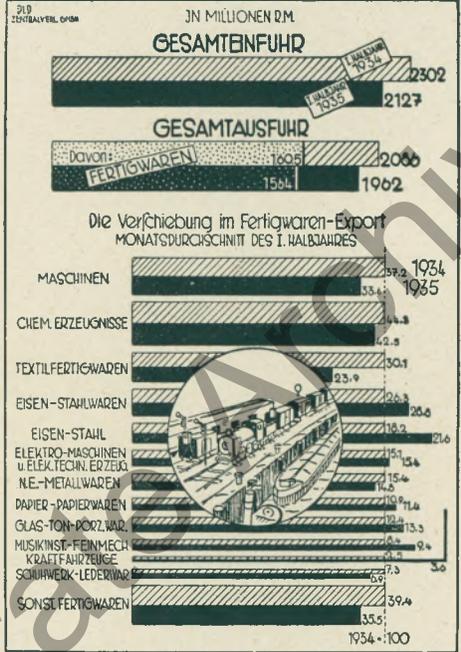
Wenn auch im Welt-durchschnitt im Jahre 1934 wieder soviel Industriewaren erzeugt wurden wie im Jahre 1928, so liegen aber noch viele Fabriken in allen Industrieländern der Erde still. So sind z. B. in Polen 53 Prozent, in Belgien 56 Prozent, in USA 58 Prozent, in Österreich 61 Prozent, in Deutschland 73 Prozent der Produktionskapazität ausgenutzt. Vor zwei Jahren hatte Deutschland aber nahezu die geringste Ausnutzung seiner Industrie, und

so stieg Deutschlands Anteil an der Weltproduktion von Industriewaren von 9,2 Prozent in den Jahren 1932/33 auf 10,3 Prozent im Jahre 1934. Berechnet man die Leistung der Industrie je Kopf der Bevölkerung, so steht Deutschland heute an dritter Stelle aller Industriestaaten, d. h. also, daß nach den Vereinigten Staaten und Großbritannien die deutsche Wirtschaft an meisten industrialisiert ist. Berechnet man den absoluten Anteil der einzelnen Länder an der Weltproduktion, so steht Deutschland an der zweiten Stelle hinter den Vereinigten Staaten, aber vor England. Man sieht aus diesen Zahlen, welche Bedeutung die deutsche Industrie für die Versorgung der Welt mit Industriewaren heute hat, und ferner, wie verhältnismäßig hoch der Verbrauch an Waren der Industrie in Deutschland ist.

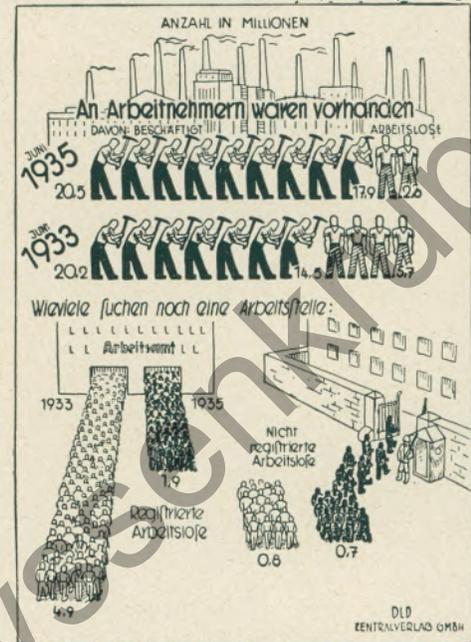
Die Entwicklung des deutschen Außenhandels im ersten Halbjahr 1935.

Die umfassenden Bemühungen der Reichsregierung, die Handelsbilanz auszugleichen, gleichzeitig aber Einfuhr und Ausfuhr mit der Aufwärtsbewegung der Binnenkonjunktur in Übereinstimmung zu bringen, prägen sich deutlich in den Ergebnissen des deutschen Außenhandels im ersten Halbjahr 1935 aus. Es gelang, auf der einen Seite die Einfuhr nicht unbedeutend zu drosseln, auf der anderen Seite konnte für verschiedene Warengruppen eine Steigerung der Ausfuhr erzielt werden. Diese Ausfuhrsteigerung war am stärksten für Kraftfahrzeuge, feinmechanische Erzeugnisse und Musikinstrumente, dann für Roheisen und Rohstahl, für Eisen- und Stahlwaren, Glas-, Ton- und Porzellanwaren. Sonst war im allgemeinen ein kleiner Rückgang der Ausfuhr zu beobachten, der weitestgehend am stärksten bei den Textilfertigerwaren war, was im wesentlichen auf die Rohstoffknappheit zurückzuführen ist. Der Einfuhrüberschuß betrug im ersten Halbjahr 1935 nur noch 165 Millionen Reichsmark gegenüber 214 Millionen Reichsmark in der gleichen Zeit des Vorjahres. Das Bild zeigt im einzelnen, wie sich der Außenhandel nach den einzelnen Ländern entwickelte.

Die Veränderung im Außenhandel



Der Stand der Beschäftigung

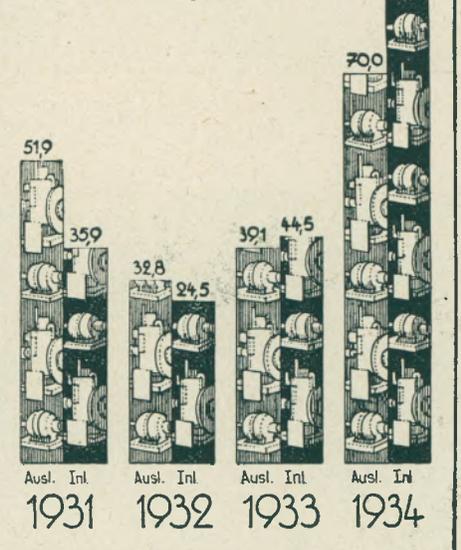


Die Erfolge der Arbeitsbeschaffung.

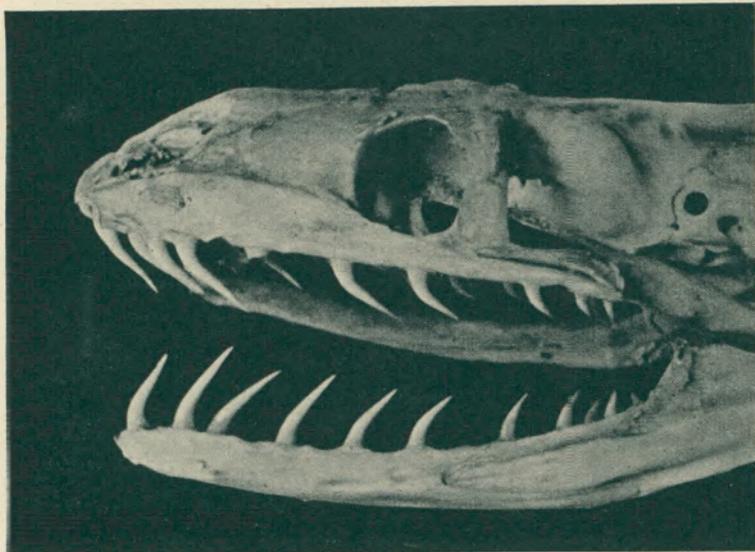
Zur Zeit der Berufszählung im Juni 1933 wurden bei den Arbeitsämtern rund 5 Millionen Arbeitslose gezählt. In dieser Zahl waren damals noch 135000 Freiwillige im Arbeitsdienst enthalten, die heute zu den zusätzlich Beschäftigten gezählt werden. Es bleiben also 4,9 Millionen registrierte Arbeitslose. Darüber hinaus erfasst die Berufszählung rund 800000 sogenannte „unsichtbare“ Arbeitslose. Nach den Feststellungen des Statistischen Reichsamtes wurden nun Anfang Juli 1935 noch rund 1,8 Millionen Arbeitslose gezählt und dazu rund 720000 sogenannte „unsichtbare“ Arbeitslose. In der Zahl der „unsichtbaren“ Arbeitslosen sind aber alle die Soldaten enthalten, um die die Wehrmacht heute größer ist als 1933. Diese Zahl wird noch weiter abnehmen, da im Herbst dieses Jahres ein ganzer Jahrgang eingezogen werden wird. Man sieht aus diesen Zahlen, daß die Gesamtzahl aller Arbeitslosen in Deutschland nicht mehr wesentlich über 2 Millionen liegen wird. Das ist der Erfolg der Arbeitsbeschaffung.

Im- und Auslandsabsatz der Maschinenindustrie

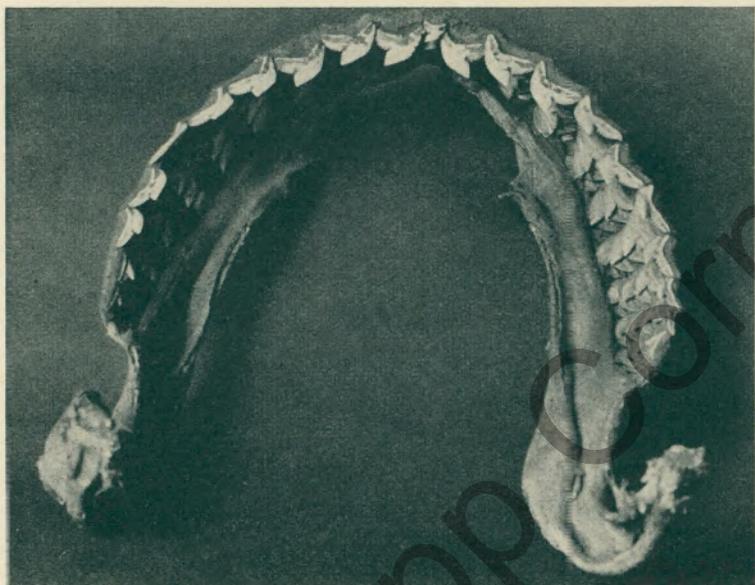
Die deutsche Maschinenindustrie hatte Aufträge verglichen mit dem Stande von 1928=100



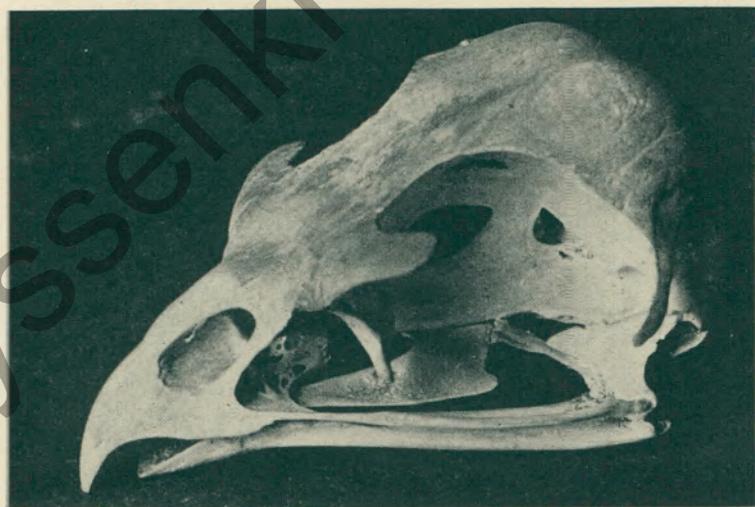
Gesteigerter Binnenumsatz, schwächerer Auslandsabsatz deutscher Maschinen.
Die allgemeine Wirtschaftsbelebung seit dem Frühjahr 1933 brachte vom Sommer 1934 ab auch für die deutsche Maschinenindustrie einen erhöhten Auftragszugang. So wird z. B. der inländische Landmaschinenabsatz im Wirtschaftsjahr 1934/35 auf 230 Millionen Reichsmark geschätzt, gegen nur 90 Millionen Reichsmark im Jahre 1930/31. Insgesamt hat sich der Inlandsabsatz an Maschinen, gemessen am Auftragszugang von 1932 auf 1934, mehr als verdreifacht. Der Auslandsabsatz konnte in der gleichen Zeit aber nicht ganz verdoppelt werden. Der Wert der Ausfuhr ist von 750 Millionen Reichsmark im Jahre 1932 auf 457 Millionen im Jahre 1934 zurückgegangen. Dabei zeigte sich, daß der Vorsprung auf dem Gebiete hochwertiger Spezialmaschinen sehr stark zurückging. Durch weitere konstruktive Verbesserungen der deutschen Maschinen wird es möglich sein, auch den Auslandsmarkt wieder zurückzuerobern.



Schlangenkiefer.



Haifischkiefen.



Vogelschnabel.

Die Technik des Wirbeltierkiefers.

Von Studentrat K. Wasserzieher.

Spricht man vom Gebiß oder, besser gesagt, vom Kieferapparat der Wirbeltiere, so denkt man gewöhnlich allzu menschlich und versteht darunter im allgemeinen ein Werkzeug, das lediglich zum Essen und Rauen dient. Diese Abgrenzung ist jedoch nur bedingt richtig. Gibt es doch sogar Wirbeltiere, zum Beispiel primitive Fische, die überhaupt keinen ausgesprochenen Kiefer, sondern nur eine Mundöffnung haben; und bei den allerwenigsten Wirbeltieren, nämlich nur bei einem Teil der Säugetiere, dient der Kiefer als Kauwerkzeug. Dagegen besitzen sämtliche Fische, Amphibien, Reptilien und Vögel ohne Ausnahme einen Kieferapparat, den man als reine Fang- und Haltevorrichtung bezeichnen muß. Zuweilen dient er allenfalls dazu, die Beute in Stücke zu zerreißen, niemals aber zum eigentlichen Rauen.

Ein Kiefer ist am brauchbarsten, wenn er nach dem Prinzip einer Zange gebaut ist, die auf- und zugeklappt werden kann. Bei den allermeisten Wirbeltieren ist er so gebaut; der Unterkiefer sitzt in festen Scharniergelenken am Schädel fest und kann in einer einzigen Richtung gegen den fest mit dem Schädel verbundenen Oberkiefer bewegt werden. Zahlreiche spitze, etwas nach hinten gebogene Zähne vervollständigen die Zweckmäßigkeit dieses Werkzeugs.

Aber auch dies ist wieder durchaus kein starres Schema — das es nirgendwo in der Natur gibt —, sondern alle möglichen Formen kommen vor. Bei manchen Tieren ist der Kiefer alles andere als eine starre Zange, vielmehr je nach seiner Zweckbestimmung weitgehend in sich beweglich. Der Schlangenunterkiefer zum Beispiel (Abb. 1) ist sehr weit hinten am Schädel an einem beweglichen Knochen befestigt, die rechte und linke Hälfte sind im Gegensatz zum menschlichen Kiefer vorn (wo unser Kinn sitzt) nicht zusammengewachsen, so daß sich jede Hälfte einzeln bewegen kann. Dadurch läßt sich das Maul so weit aufreißen, daß Beutetiere hindurch können, die mehrfach so dick sind wie der Kopf der Schlange. Die nadelspitzen Zähne pressen sich bei den instinktiven Abwehrbewegungen des Opfers nur tiefer in dessen Körper, während eine Vorwärtsbewegung des Kiefers die Verankerung automatisch löst. So bewegt die Schlange abwechselnd verschiedene Teile ihres geschmeidigen Kieferapparates nach vorn, verankert von neuem ihre Zähne in das Beutetier und zieht sich gewissermaßen über dieses hinweg.

Auch bei Fischen ist das Kieferskelett vielfach stark in sich selbst beweglich. Beim Hai (Abb. 2) sitzen scharfe, in sich wieder gezähnte, rückwärts gerichtete Zähne in einem Rachen, dessen knorpelige Kieferbogen biegsam sind. Der Haifischkiefen enthält sogar mehrere Ersatzzahnreihen unter- bzw. übereinander. Ein Nach-

wachsen verbrauchter Zähne findet in den verschiedensten Formen auch bei den meisten anderen Fischen, ferner bei Amphibien und Reptilien lebenslänglich durch Neubildung statt, und Zahnärzte bei diesen Tieren würden verhungern. Jeder Tierart steht ein gewisses Quantum an Material zur Verfügung, das entweder für viele Generationen kleiner oder für weniger Generationen großer Zähne verbraucht wird.

Wieder andere Tiere — zum Beispiel die Schildkröte (Abb. 4) — haben hornartige Scheiden über die Kiefer gestülpt, wie ein künstliches Gebiß ohne Zähne. Auch Kaulquappen und alle Vögel haben solche Hornschnäbel, wahrscheinlich auch einige ausgestorbene Flugsaucier, während die Zahnvögel der Kreidezeit Zähne hatten. Solch ein Schnabel ist unter Umständen noch vielseitiger als ein reines Fanggebiß; außer zum Halten dient er zum Schneiden oder sogar, wie der geschlossene Vogelschnabel, als Schlagwaffe (Abb. 3).

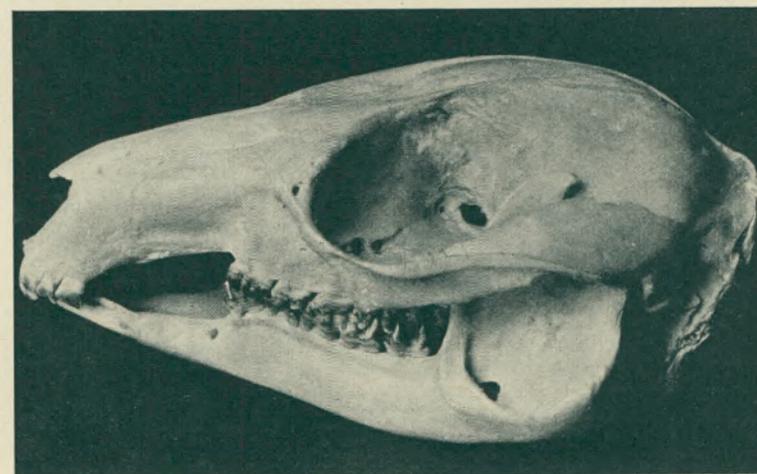
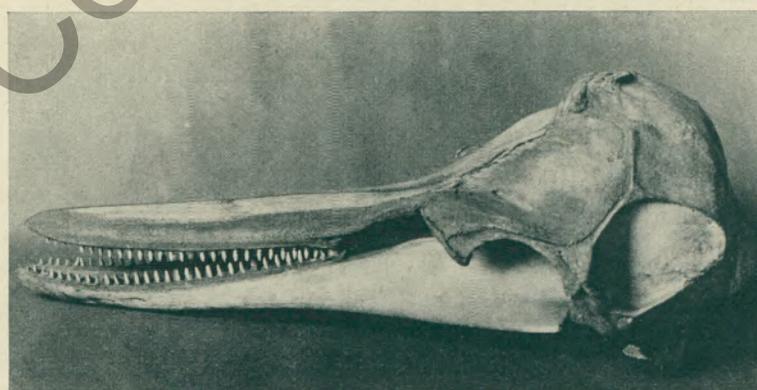
Im Gegensatz zum Fisch- und Schlangenkiefer haben die meisten höher organisierten Wirbeltiere in der Regel einen Kieferapparat, der eine starre Zange darstellt. Und auch von den Säugetieren haben noch manche Raubtiere und die Zahnwale (Delphin, Abb. 5) ein reines Fanggebiß; die Delphine scheinen sich bei ihrem Aufenthalt im Wasser die mahrende Raubbewegung abgewöhnt zu haben. Und das Raubtiergebiß des Löwen kann sich lediglich nach oben und unten bewegen; es ist ganz besonders fest eingelenkt, damit die Eck- und Reißzähne ihre Scherenwirkung bekommen; sonst könnten sie keine Knochen durchbeißen.

Nur bei den jetzt noch übrigbleibenden Säugetieren finden wir ein typisches Kaugebiß, **Kiefer der Schildkröte.** bei dem der Kiefer sich auch seitlich und vorwärts bewegen läßt; besonders stark ist diese mahrende Bewegung bei Pflanzensressern, insbesondere bei Wiederkäuern (Abb. 6), möglich.

Während reine Fanggebisse völlig gleichförmige und meist zahlreiche Zähne aufweisen, haben die Säugetiere zwar weniger Zähne, aber dafür viel verschiedenartiger geformte. Es gibt Schneide-, Eck- und Backenzähne. Die Schneidezähne können ihrem Namen gemäß kleine Messerchen sein, wie bei Ratze, Hund und beim Menschen; sie können umgebaut sein zu Nagezähnen des Eichhörchens, des Hasen, **Kiefer des Delphins.** der Ratte; sie können zu Stoßzähnen des Elefanten geworden sein; sie können zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, so weit, daß sie z. B. im Oberkiefer des Kindes ganz wegfallen.

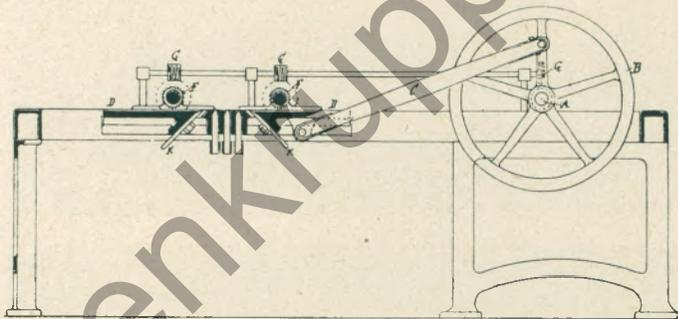
Die Eckzähne fehlen häufig bei Pflanzensressern gänzlich; sie können andererseits bis zur höchsten Vollendung ausgebildet sein, wie bei Katzen, Löwen usw. Die Backenzähne können als spitzhöckerige Knochenbrecher im Löwenmaul vorkommen, oder als breite, ebene Mahlzähne beim Rind oder gar konzentriert zu einem einzigen großen Mühlstein im Elefantengebiß, das nur noch je einen Backenzahn rechts und links oben und unten aufweist.

So sehen wir im Gegensatz zur Einförmigkeit der Zähne eines reinen Fanggebisses bei einem Kaugebiß gleichzeitig, wie das seinem Zweck durchaus entspricht, einen sehr weitgehenden Formenreichtum der Zähne. **Säugetierkiefer.**



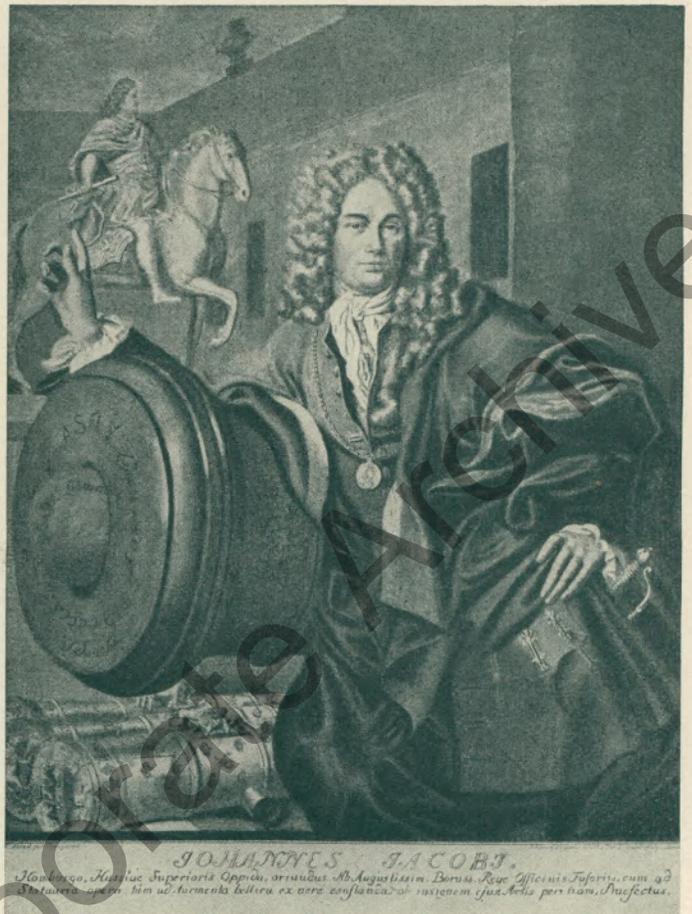
Technische Gedenktage.

13. 9. 1661 wurde in Homburg v. d. Höhe Johannes Jacobi geboren. Er erlernte das Schmiedehandwerk und ging nach seiner Lehrzeit nach Paris. Hier trat er in die Dienste der Brüder Keller, die damals als Geschütz- und Bildgießer in hohem Ansehen standen. Im Jahre 1697 wurde Jacobi von Friedrich III., dem Kurfürsten von Brandenburg, nach Berlin berufen. Die erste Aufgabe, die ihm übertragen wurde, war, das von Andreas Schlüter modellierte Denkmal des Großen Kurfürsten in Bronze zu gießen. Vorher allerdings mußte Jacobi eine Probearbeit leisten, die auch als Prüfung für Schlüter anzusehen war, indem der König sich selbst modellieren ließ. Das Denkmal, das überaus glänzend gelang, hat später in Königsberg Aufstellung gefunden. Die Herstellung des Denkmals des Großen Kurfürsten bleibt für alle Zeiten eine Ruhmestadt Schlüters, aber nicht weniger auch Jacobis. Das Werk wurde mit Recht angestaunt, da es trotz seiner großen Abmessungen in einem Guß hergestellt wurde. Jacobi wurde nach Vollendung des Werkes hoch geehrt, indem ihm der König neben den 1000 Talern, die ihm als Vergütung zugesichert worden waren, noch eine große goldene Kette zum Geschenk machte, an der das Rundbild Friedrich III. hing. Durch seine Berufung nach Berlin war Jacobi auch gezwungen, Kanonen der verschiedensten Abmessungen zu gießen. Hier ist besonders der Guß eines Hundertpfüunders, der den Titel „Asia“ erhielt, erwähnenswert. Zum Guß dieses Riesengeschüßes wurden 674 Zentner Metall verbraucht. Die Länge des Rohres betrug 22 Fuß. Diese Kanone ist als Riesenprunkgeschütz anzusehen, da sie viel zu schwer war, um im Kriegsfall verwendet zu werden. Auch eine Reihe berühmter Glocken hat Jacobi gegossen. Sein Name wird immer dann genannt werden, wenn man die prachtvollen Werke Andreas Schlüters nennt, denn Jacobi brachte die Werke des großen Meisters in die Form, in der sie Jahrhunderte überdauerten.



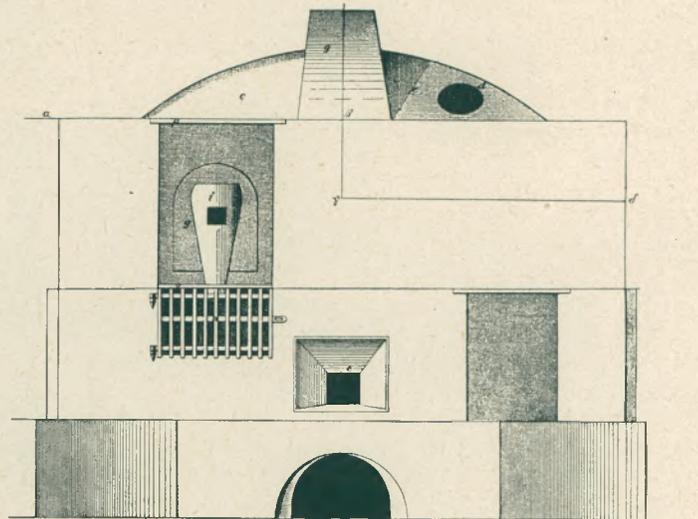
Maschine zur Erzeugung von Holzwolle.
Zeichnung aus der Patentschrift Nr. 35166 vom 13. April 1886.

1. 9. 1885 nahm die Firma Anthon & Söhne in Flensburg ein deutsches Patent auf eine Maschine zur Erzeugung von Holzwolle. Das Ursprungsland der Holzwolle ist Amerika. Die oben erwähnte Maschine gehört zu den ersten, die auf deutschem Boden konstruiert worden sind. Verarbeitet wird in den Holzwollmaschinen Holz von etwa 50 Zentimeter Länge. Das Hobeln der Wolle geschieht durch Hobelmesser, die gleichzeitig mit einem System von Nitzmessern arbeiten, die die Spanbreite bestimmen. Die Bedeutung der Holzwolle hat in den letzten fünfzig Jahren sehr stark zugenommen. Außer zur Verpackung von Gegenständen aller Art wird sie auch zu Polster- und andern Zwecken verwandt; hin und wieder greift auch die Landwirtschaft in trocknen Jahren zur Holzwolle, um sie als Stallstreu zu verwenden.



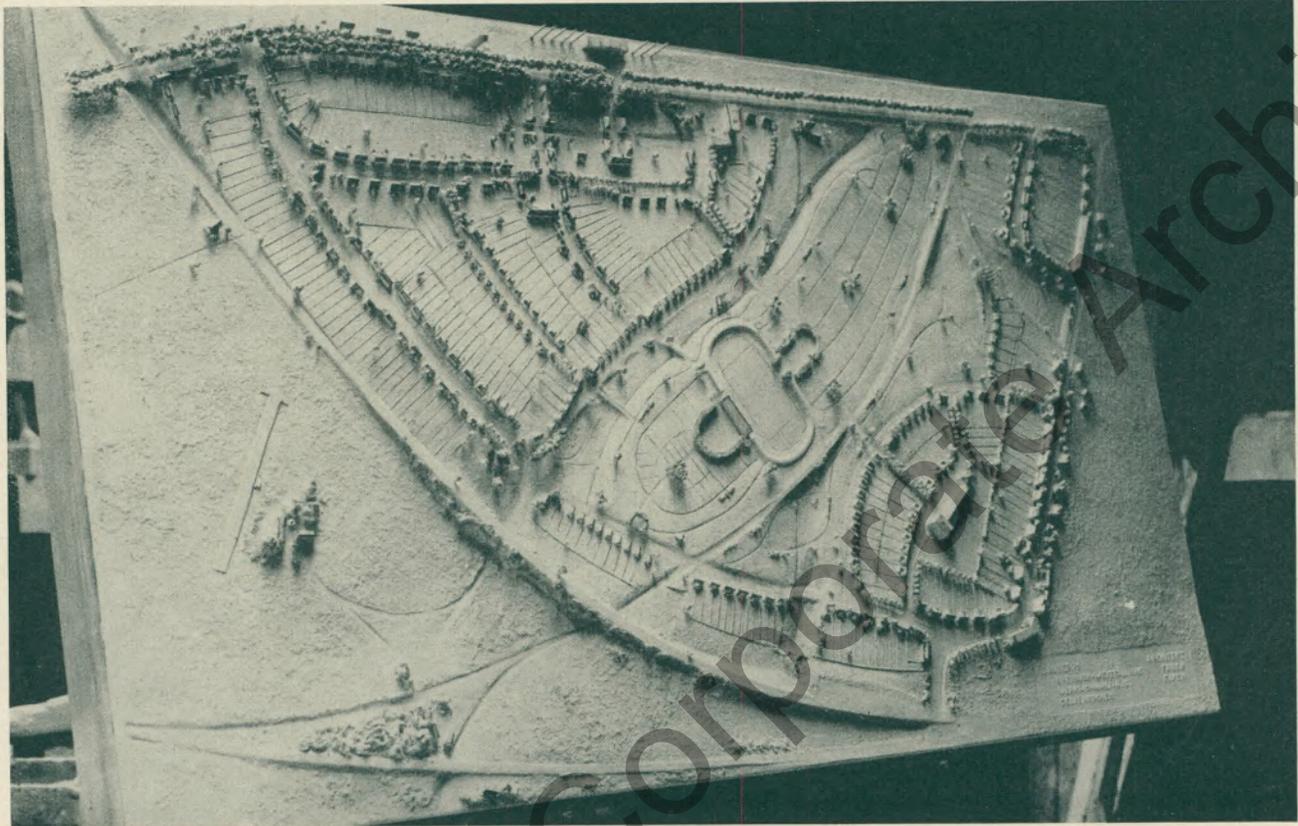
Kupferstich von G. Wolfgang.
Aus Weinig: „Johann Jacobi“, Berlin 1914.

5. 9. 1807 starb in der Nähe von Pless in Oberschlesien Johann Christian Ruberg. Er entstammte dem Harz und hat sich in seiner Jugend viel mit alchimistischen und chemischen Studien befaßt. Da das Vermögen seines Vaters verlorenging, mußte er seine Studien abbrechen und nahm eine Stellung als Steiger an. 1780 kam er nach Pless, wo er feststellte, daß der sogenannte Ofenbruch, der beim Schmelzen des Galmeis sich im Innern des Ofens festsetzte, Zink enthielt. Durch eine anderweitige Verwendung Rubergs blieben die weiteren Versuche einige Jahre liegen, aber im Jahre 1798 gelang es ihm, durch Destillation des Ofenbruches metallisches Zink zu gewinnen. Der Ofen, in dem Ruberg dieses Verfahren durchführte, war ein Muffelofen, der mit vier Muffeln versehen war. Für den Ofenbruch brauchte er anfänglich nur die Förderkosten bezahlen, später kostete der Zentner 1 Silbergroschen. So hat Ruberg aus einem lästigen Abfallstoff, der höchstens als Begehörter diente, einen wertvollen Rohstoff gemacht, der für die Zinkgewinnung von größter Bedeutung geworden ist.



Der Rubergsche Zinkofen.
Aus „Entwicklung der ober-schlesischen Zinkindustrie“, Kattowitz 1911.

Die Rundschau



Modell der neuen Eigenheimsiedlung Bochum-Weitmar für Gefolgschaftsmitglieder des Bochumer Vereins.

Dem deutschen Arbeiter gesunde Wohnungen!

Wohnungs- und Siedlungswesen im Revier.

Aus „Ruhr- und Rhein-Wirtschaftszeitung“, Essen.

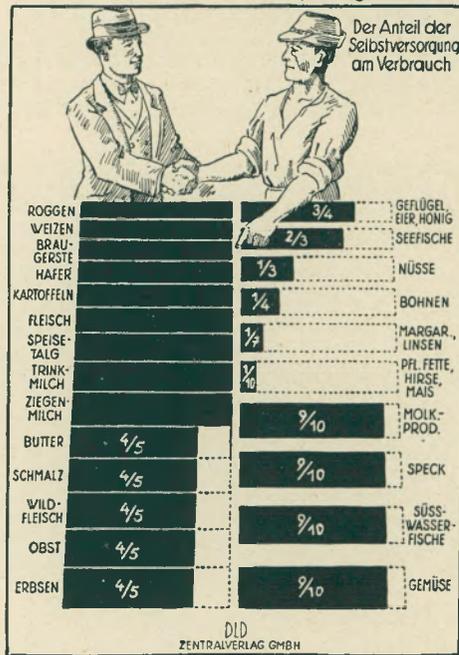
Aus dem Vorwort der Schriftleitung der R.-R.-W.: Die Lösung eines der wichtigsten Sozialprobleme der Gegenwart, des Arbeiterwohnstättenbaues, hängt entscheidend von der Mitwirkung der Werke ab. Deswegen haben die verschiedentlich in der letzten Zeit veröffentlichten Nachrichten über den Stand der Wohnungsbauförderung durch einzelne Industriewerke des Reviers große Beachtung gefunden. Sachdarstellungen über die bisher auf diesem Gebiet geleistete Arbeit und die noch bestehenden Pläne dürfen gleichfalls besonderes Interesse beanspruchen. Wir veröffentlichen zunächst Einzelheiten über die bei den Vereinigten Stahlwerken bisher schon durchgeführten Maßnahmen bzw. die noch für das diesjährige Wohnungsbauprogramm bestehenden Pläne.

Die Arbeiterwohnungsnot und die Möglichkeit ihrer Überwindung ist eine Frage, auf deren ernste Bedeutung die Öffentlichkeit seit geraumer Zeit immer wieder von berufener Seite hingewiesen wird. Wenn dabei gleichzeitig auch die Notwendigkeit einer weitgehenden Mitarbeit der Industrie an einer erfolgreichen Lösung dieser großen Aufgabe hervorgehoben wurde, so geschah das zweifellos nicht zuletzt in dem Gedanken an die vorbildliche Arbeit, die schon seit Jahrzehnten auf dem Gebiete der Wohnungsfürsorge von großen Industrieunternehmungen geleistet worden ist. Tausende von mustergültigen Arbeiterwohnstätten sind gerade im Revier ein Beweis für das frühe, große Opfer nicht scheuende Bestreben weitblickender Unternehmer, für ihre Gefolgschaft gesunde Lebensbedingungen durch behagliche und preiswerte Mietwohnungen zu schaffen. Auch die Wohn- und Siedlungsanlagen der heute zum Bereich der Vereinigten Stahlwerke gehörenden Gesellschaften können auf eine jahrzehntelange Tradition zurückblicken. Der vorhandene — etwa der Wohnungszahl einer Großstadt von 250 000 Einwohnern entsprechende — Bestand von 56 000 Wohnungen, der vor etwa zwei Jahren in vier neu-

gegründete Wohnungsgesellschaften eingebracht wurde, würde — rein rechnerisch — ausreichen, etwa jedem dritten Gefolgschaftsmitglied ein gesundes Heim zu bieten. Praktisch sind infolge der Nachkriegsverhältnisse zur Zeit fast 50% der Wohnungen mit Nichtwerksangehörigen besetzt, eine Entwicklung, die mit den Anlaß dazu gab, die Pflege und Förderung des Wohnungswesens der Vereinigten Stahlwerke den erwähnten gemeinnützigen Wohnungsunternehmungen zu übertragen und damit die Werke von betriebsfremden Aufgaben zu entlasten.

Das Bauprogramm der Vereinigten Stahlwerke sieht für dieses Jahr die Errichtung von etwa 800 Eigenheimen bzw. Kleinsiedlungen und Mietwohnungen mit einem Bauwert von schätzungsweise etwa fünf Millionen Reichsmark vor. Die geplanten Bauvorhaben, die im Hinblick auf die Belebung des Baumarktes und seiner Zubringerindustrien auch rein wirtschaftlich von Bedeutung sind, verteilen sich auf zahlreiche Gemeinden des Reviers, in denen die Gefolgschaften der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Gesellschaften ihren Wohnsitz haben. Ein großer Teil der Projekte wird voraussichtlich eine so beschleunigte Förderung erfahren,

Der Kampf um Deutschlands Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln



Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln das Ziel der Erzeugungsschlacht.

Über die zahlenmäßigen Ergebnisse der Erzeugungsschlacht, die die deutsche Landwirtschaft in den letzten Monaten begonnen hat, lassen sich bis jetzt naturgemäß keine Voraussagen aufstellen. Es ist aber kein Zweifel, daß die Landwirtschaft die größten Anstrengungen macht, um die Selbstversorgung Deutschlands mit Agrarerzeugnissen zu erhöhen. Eine ganze Reihe der getroffenen Maßnahmen wird sich schon nach der nächsten Ernte auswirken. Das Bild zeigt nun, welcher Anteil am Gesamtverbrauch von Nahrungsmitteln im Inlande erzeugt wird. Ein Teil dieser Nahrungsmittel wurde zwar mit Hilfe eingeführter Futtermittel hergestellt, so daß der tatsächliche Grad der Selbstversorgung erheblich geringer ist, als dies auf dem Bilde angegeben ist. Zum Beispiel betrug bei den Molkereiprodukten (Trinkmilch, Butter und Käse) der Inlandsanteil am Gesamtverbrauch im Jahre 1933 etwa 92 %, bei Berücksichtigung der eingeführten Futtermittel dagegen nur rund 66 %. Man sieht aber aus dem Bilde, daß das Hauptproblem der Selbstversorgung Deutschlands besonders bei der Produktion von Fett und Eiweiß liegt. Diese zu steigern, wird durch die Erzeugungsschlacht erreicht werden.

daß wahrscheinlich etwa 300 Eigenheime und Wohnungen bis Ende dieses Jahres beziehbar sind. Der Rest wird bis zum Frühjahr 1936 fertiggestellt sein.

Das Reich stellt in den Mittelpunkt seiner Wohnungspolitik die Kleinsiedlung als die besonders förderungswürdige Wohnungsform für den Arbeiter. Auch die heutige Form des Industrierwohnungsbaues geht demgemäß von vielfach neuen Gesichtspunkten aus. Sie will dem qualifizierten Fach- und Stammarbeiter in der Siedlerstelle, im Eigenheim, einen Lebensbereich schaffen, der ihm als Ausgleich für die Arbeit im Werk Gelegenheit zur Selbstständigkeit und Selbstverantwortung in enger Verbundenheit mit Boden und Natur gibt und ihm gleichzeitig durch die Bewirtschaftung seines Besitzes einen wichtigen wirtschaftlichen Rückhalt in Krisenzeiten gewährt. Während in bevölkerungspolitischer Hinsicht diese Form der Wohnungsfürsorge zur Befundung der Lebensweise, zum Aufwachsen eines starken Geschlechts in Luft und Sonne beiträgt, gewinnt andererseits das Werk einen Gefolgschaftstamm, der bei aller Selbstständigkeit doch bodenständig und werksverbunden bleibt und durch Ausbildung vielseitiger Fähigkeiten auch eine besonders wertvolle Kraft im Betrieb sein wird.

Das geplante Wohn- und Siedlungswerk der Vereinigten Stahlwerke berücksichtigt und verwirklicht weitgehend eine solche Zielsetzung. Soweit bekannt, sollen nach den bisherigen Plänen im Eindernehmen mit den betreffenden Werken insgesamt etwa 200 Wohnungen als Stammarbeiterkleinsiedlungen bzw. als Eigenheime, die in der Art der Landausstattung der Kleinsiedlung nahekommen, in weitläufiger Bauweise errichtet werden. Ein Teil der Bauvorhaben ist bereits in Angriff genommen. So sind die im Juni begonnenen Arbeiten an der großen, 122 Siedlerstellen umfassenden Eigenheimsiedlung für Gefolgschaftsmitglieder des Bochumer Vereins in Bochum-Weitmar — dem ersten Versuch dieser Art im Ruhrgebiet — inzwischen soweit fortgeschritten, daß sie bereits im

Oktober/November bezugsfertig sein werden. Weitere Siedlungsbauten sind vor allem in ländlichen Gebieten vorgesehen, unter anderem in Hohenlimburg und Wickede (Wurag AG.), Werdohl und Westhofen (Brüningshaus AG.) und ferner im Siegerland (Hüttenwerke Siegerland AG. und Bergverwaltung Siegerland der Rohstoffbetriebe G. m. b. H.). Sie gehen ebenfalls teilweise bereits ihrer Vollendung entgegen.

Die Größe der Siedlerstellen schwankt je nach dem für die Bebauung zur Verfügung stehenden, zum Teil von den Werken bzw. den Vereinigten Stahlwerken sehr verbilligt abgegebenen Gelände und je nach den Bedürfnissen der Gefolgschaft zwischen 700 und 1000 Quadratmeter. Das ist nicht mehr, als der Arbeiter neben seiner Werksbeschäftigung mit seiner Familie bearbeiten kann, reicht aber aus, um ihm die Heranziehung eines Teils der wichtigsten Nahrungsmittel zu ermöglichen. Zupacht weiterer Geländes ist überall möglich.

Viel hängt für das Gelingen des Siedlungswerkes von der richtigen Auswahl der Bewerber ab. Selbstverständlich werden nur die wertvollsten Werksangehörigen — sorgfältig ausgewählt nach Gesundheitszustand, Charakter, beruflichen und menschlichen Eigenschaften — als Siedler angefast, vorausgesetzt, daß sie und ihre Frauen auch die nötige Eignung zur Landarbeit besitzen. Nicht immer wird es möglich sein, das ohne weiteres zu entscheiden. Daher soll auch mit den Siedlern zunächst ein „Mietvertrag mit Kaufanwartschaft“ geschlossen werden, der erst nach dreijähriger Probezeit die Eigentumsübertragung vorsieht. Für eine geeignete Wirtschaftsberatung während dieser Zeit wird Sorge getragen. So planen die Wohnungsgesellschaften zum Beispiel vor Bezug der Bochumer Siedlung eine Art Hausgeräte- und Möbelausstellung in einem Siedlerhaus, die den künftigen Siedlern zeigen soll, wie man sich billig, zweckmäßig und auch geschmackvoll im eigenen Heim einrichtet. Ein nach den Richtlinien des Bauheimstättenamts hergerichteter Mustergarten soll ähnliche Anregungen für die Gartenarbeit geben.

Nicht jedes Gefolgschaftsmitglied will sich durch Erwerb eines Eigenheims örtlich binden oder neben der täglichen Werksarbeit noch die Arbeit der Gartenbestellung auf sich nehmen. Im Sinne einer sozialen Wohnungspolitik wird deshalb auch in dem neuen Wohnprogramm der Wohnungsgesellschaften die Errichtung zweckmäßiger Mietwohnungen in gesunder Lage, die der Gefolgschaft zu einem angemessenen Preise zur Verfügung gestellt werden, nachdrücklich gefördert, und zwar besonders in Großstadtebenen, wo die Bebauung hochwertiger Geländes oder die Schließung von Baulücken in Frage kommt. Die vorgesehenen 500 bis 600 Mietwohnungen sollen als Zwei- und Drei-Zimmer-Wohnungen gebaut werden. Als Haustyp ist das Doppelhaus mit zwei Wohnungen am Treppenhaus gewählt worden, die bei Bedarf mit geringen Mitteln in Vier- oder Fünf-Zimmer-Wohnungen umgebaut werden können.

Dem deutschen Arbeiter gesunde Wohnungen! Das Wohn- und Siedlungswerk der Vereinigten Stahlwerke stellt sich in den Dienst dieses Gedankens. Ungeachtet der Erkenntnis, daß seine Verwirklichung einen zähen, mit Jahren rechnenden Aufbauwillen voraussetzt, wird die von der Industrie gezeigte Initiative und Mitarbeit dazu beitragen, daß das große von Regierung und Bewegung gesteckte Ziel erreicht wird.

Von der Lebenshaltung des japanischen Arbeiters.

Aus einem Tokioer Bericht der „Deutschen Bergwerks-Zeitung“.

Japanische Industriearbeit ist zu drei Fünfteln Frauenarbeit, zu einem großen Teil Heim- und Kleinbetriebsarbeit. Da wäre zunächst der verheiratete Industriearbeiter, der einen eigenen Haushalt führt. 72 Yen (50 RM.) ist sein Monatslohn, seine Frau verdient durch Botengänge und Aufwartungen 8 Yen dazu. Sein Tag beginnt um 6 Uhr früh mit einem brühheißen Bad in einer städtischen Anstalt — 5 Sen das Bad (1 Sen etwa 3/2 Pfennig) (täglich!) 5 Sen das Abrubbeln durch den Bademeister, auf das er unter keinen Umständen verzichtet. Die Fahrt in der stets überfüllten Tram kostet ihn mit Arbeiterkarte 10 Sen. Die Fabrik stellt ihn gefesselt auf 10, in Wahrheit auf 11 Stunden angestrengter Arbeit an eine Maschine. In der halb- bis einstündigen Mittagspause liefert der Unternehmer unter Selbstkostenpreis ein Reisgericht oder Kartoffeln oder eingemachten Rettich; Durchschnittspreis 20 Sen. Mitunter gibt es auch nur Tee, und der Arbeiter nimmt den Reis mit Saschimi, kleinen Würfeln von rohem Thunfisch oder Hering, aus einem mitgebrachten Beutelchen. Die Familie hat zunächst mit dem Hausvater das Frühstück geteilt, ungezuckerten Tee, Miso schiru (Bohnenuppe) und den unvermeidlichen Rettich; Durchschnittskosten für die ganze Familie 40 Sen. Die Kinder sind dann auch mit Reisbeutelchen in die Schule geschickt worden, die viele Unterrichtsstunden bei wenig Ferien gibt und durch Schulgeld, die selbstgeschaffenen Bücher und Hefte monatlich für jedes Kind etwa 1 Yen kostet. Die Hausfrau ist mittags Reste, nachmittags Süßigkeiten; billige, zwischendurch gegessene Leckereien machen überhaupt einen ganz beträchtlichen Posten im Haushaltsplan des Japaners aus, in unserm Fall etwa 6 Yen. Abends trifft die ganze Familie bei Reis, gekochtem Fisch und Kartoffeln, Zwiebeln oder Kohl wieder zusammen. Die gesamten Ernährungs-kosten der Familie kann man auf 1 1/2 Yen veranschlagen.

Den abendlichen Zeitvertreib liefert nur zum geringsten Teil das Radio. Sehr beliebt ist das Kino, der Eintritt kostet 10 bis 14 Sen. Ebensoviel kostet es beim Posa, beim Märchenerzähler. Bei feinen Vergnügungen ist der Japaner sonst sehr genügsam; er kann stundenlang in den Straßen

spazierengehen. — Die Wohnungsmiete wird in der amtlichen japanischen Statistik mit 13,70 Yen richtig, die Ausgaben für Heizung und die stets elektrische Beleuchtung mit 3,57 Yen wohl etwas zu niedrig angegeben. Die Kleidung, die bei Männern und Schulkindern schon fast ganz europäisiert ist, kostet eben deshalb ziemlich viel, für die Familie etwa 10 Yen monatlich, obwohl Arbeitskleidung vom Unternehmer gestellt wird. Die Frau trägt jahraus, jahrein die Kimonos, die sie in die Ehe eingebracht hat.

Das japanische Mädchen wird schon mit 15, 16 Jahren von den Werbeagenten irgendeiner Fabrik in die Stadt geholt. Es ist charakteristisch, daß trotz der Arbeitslosigkeit von den Großunternehmern wahre Werbefeldzüge unternommen werden müssen, um stets genügend Arbeitskräfte zu haben. Die Fabrikarbeiterin bekommt durchschnittlich ein Drittel weniger Lohn als ihr männlicher Kollege. Die jungen Arbeiterinnen leben dauernd innerhalb der Fabrikmauern und schlafen in großen Schlafsälen zusammen. Nur etwa viermal monatlich erhalten sie Ausgangserlaubnis. Essen, Bad, Lehrer, Arzt, ja sogar den für die kleine Japanerin so wichtigen Friseur, der ihr für 1 Yen wöchentlich ihre kunstvolle Haartracht aufbaut, stellt die Fabrik unter Selbstkostenpreis. Von ihrem kärglichen Lohn, 45 Yen monatlich, muß sie dann der Firma noch allmählich zurückzahlen, was diese ihren Eltern als „Darlehen“ bei ihrer Anwerbung oder für ihre Übersiedlung in die Stadt vorgeschossen hat. Außerdem spart sie sich noch einen Betrag für die Aussteuer zusammen und verläßt nach ein bis drei Jahren ihre Arbeitsstätte, um zu heiraten.

Die hohe Krankenziffer, das Wüten der Tuberkulose beweist die geringe Widerstandskraft des japanischen Arbeiters. Bezeichnend ist auch der starke Verbrauch von Alkohol — Reisschnaps oder Bier — und von Zigaretten, von denen der Japaner der unteren Klassen Tag für Tag zwanzig raucht.

Im Irrgarten der Sprache.

Aus „Der Kaufmann überm Durchschnitt“.
Von Bruno Betke.

Mir fiel kürzlich die Aufgabe zu, eine größere Zahl kaufmännischer Briefe, verfaßt von Handelslehrlingen und Handlungsgehilfen, auf ihre sprachliche Güte hin zu prüfen. Es waren mehrere hundert Briefe aus allen Arbeitsgebieten des Kaufmanns. Ich machte dabei die Entdeckung, daß die Leute, von denen seit fünfzig und mehr Jahren Bücher wider das Kaufmannsdeutsch geschrieben worden sind, diese Bücher vergebens geschrieben haben. Die „Inversion“, die ich schon für ausgestorben gehalten hatte, ist gar nicht ausgestorben, sondern dient nach wie vor Kaufmannslehrlingen als Mittel, ihrem Stil eine kaufmännische Färbung zu geben. „Und bin ich auf Wunsch gern bereit, Ihnen einige Muster zu übermitteln.“ Ebensovienig hat die „Derselberei“ schon das Feld geräumt. Die „Derselberei“ ist eine seit Jahrzehnten in allen Stilbüchern bekämpfte Krankheit des Kanzlei- und Kontorstils; aber es scheint, daß derselbe nicht von derselben zu befreien ist. Das gleiche gilt von sehr vielen andern Gebrechen des Kaufmannsstils. Das Schlimmste ist zwar, um der Wahrheit die Ehre zu geben, verschwunden, es ist einfach ein Opfer der neuen Sachlichkeit geworden; aber viel Schlimmes ist noch zurückgeblieben. Ich möchte nun hier die altbekannten Sprachschneider, die sich in Geschäftsbriefen immer wieder finden, nicht zum soundsovielten Male vorzeigen und beleuchten; wohl aber möchte ich im folgenden einige sprachliche Seltsamkeiten, auch ein paar Sprachschneider, die recht häufig sind und auch von besseren Schreibern gemacht werden, der Aufmerksamkeit der Leser empfehlen.

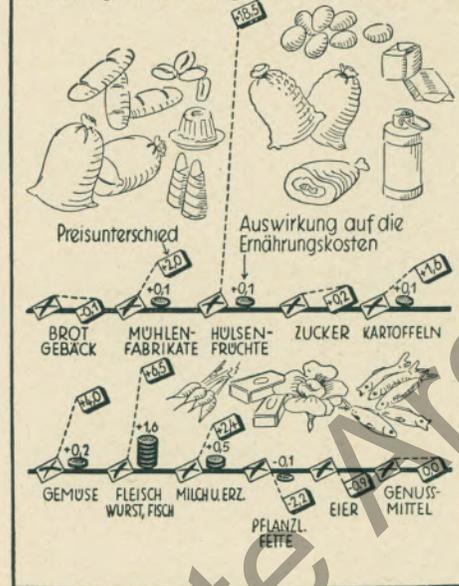
„Es handelt sich bei dieser Firma um ein sehr angesehenes Unternehmen.“ — „Es handelt sich bei dieser Neuheit um etwas ganz Eigenartiges.“ Ich stelle fest, daß der kaufmännische Briefschreiber gegenwärtig in die Redensart „es handelt sich um“ verliebt ist. Wir kennen sie alle aus der fürchterlichen Frage, womit die Empfangsdamen in Betriebsverwaltungen den Besucher zu peinigen pflegen: „Worum handelt es sich?“ Die Redensart selbst müßte eigentlich aus diesem Grunde schon längst in hohem Grade unbeliebt sein. Man hält sie aber im Gegenteil allgemein für sehr brauchbar, auch im Briefwechsel, denn sonst würde man ja schreiben: „Die Firma ist ein sehr angesehenes Unternehmen“ (oder noch einfacher: „Die Firma ist sehr angesehen“). — „Diese Neuheit ist etwas ganz Neuartiges.“ Es sei nebenbei bemerkt, daß man einem Satz wie dem letzten in besseren Geschäftsbriefen nie begegnen wird. Man schreibt in solchem Falle: „Es handelt sich um“ oder greift zu dem schwungvollen Wort „darstellen“: „Diese Neuheit stellt etwas ganz Eigenartiges dar.“ Es ist klar, daß diese Schreibweise eine Fiererei „darstellt“.

Zwei Wörter, die von vielen miteinander verwechselt werden, sind „Vorteil“ und „Vorzug“. Dabei sind es Wörter, mit denen der Kaufmann ständig umzugehen hat. Die Sache verhält sich so: Ein Vorzug ist eine Eigenschaft, die eine Ware, überhaupt eine Sache (oder eine Person) hat oder besitzt. Ein Vorteil dagegen ist etwas Angenehmes, das einem von einer Ware geboten oder gewährt wird. Es stimmt also nicht mit dem Satz: „Die Registratur bietet vor allem den Vorzug leichter Übersicht.“ Es muß hier „Vorteil“ heißen. Gut wäre aber: „Die Registratur hat den Vorzug leichter Übersichtlichkeit.“ — Noch ein anderes Beispiel: „Ein Buch hat den Vorzug der Unterhaltbarkeit.“ Aber: „Es bietet den Vorteil der Unterhaltung.“

Sehr oft findet man „zugänglich“ und „zugangig“ an falschen Plätzen. Die Wörter lassen sich jedoch leicht auseinanderhalten. „Zugänglich sein“

Wurden die Lebensmittel teurer ?

Veränderung vom Juni 1935 gegen Juni 1934 in von Hct.



Die Auswirkung der Preisänderungen für die Lebenshaltung.

Die Auswirkung der Preisänderungen für die einzelnen Nahrungsmittel auf die Lebenshaltung ist sehr verschieden. Nicht nur die Höhe des Preises spielt eine Rolle, sondern auch die Bedeutung der einzelnen Nahrungsmittel für den Verbrauch. Wenn die Preise für Hülsenfrüchte am stärksten angestiegen sind, so wirkt sich das im Hause des Arbeiters wenig aus und macht im Haushalt des einzelnen in der Woche nur wenige Pfennige aus. Auch wenn das Fleisch teurer geworden ist, so dürfte der einzelne Haushalt diese Belastung nicht so stark empfinden, wie es der Hausfrau in dem Augenblick erscheint, in dem sie im Fleischerladen steht. Man darf ja auch nicht vergessen, daß diese Preiserhöhung durch die vorjährige Futterknappheit, überhaupt durch die Wetterlage bedingt ist. Das gilt vor allem für das Gemüse und das Obst, das eben in diesem Jahre vielfach nicht so gut geerntet werden konnte wie im Vorjahre. Im ganzen genommen macht die Erhöhung der Lebenshaltungskosten nur einen ganz kleinen Prozentsatz (weniger als 3 Prozent) aus.

heißt einen Zugang oder Zugänge besitzen. So kann ein Haus von mehreren Seiten „zugänglich“ sein. Ein schwer „zugänglicher“ Mensch ist ein verschlossener Mensch. Ein Buch, das nur wenigen „zugänglich“ ist, ist ein Buch, das nur wenige verstehen. „Zugänglich“ heißt dagegen „zugehend“. „Jemand etwas zugänglich machen“ heißt „jemand etwas senden“, nämlich „zugehend“ machen“ oder in natürlicherer Sprache: „jemand etwas zugehen lassen“. — Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt sein, daß ein deutscher Angestellter, der für ein deutsches Handlungshaus den „fremdsprachigen“ Briefwechsel führt, ein „fremdsprachlicher“ Korrespondent ist, nicht ein fremdsprachiger. „Fremdsprachig“ hat nur die Bedeutung: „in einer fremden Sprache geschrieben, gedruckt, gesagt“. — „Fremdsprachlich“ bedeutet „mit einer fremden Sprache zusammenhängend, ihr geltend, für sie bestimmt“. Man erteilt also „fremdsprachlichen Unterricht“. Man hört eine „fremdsprachige Rede“. Der fremdsprachliche Korrespondent schreibt fremdsprachige Briefe.

Deutlich zu bemerken ist, daß das falsch gebildete Wort „vorwiegend“ über das richtig gebildete „überwiegend“ das Übergewicht erlangt hat. Die Silbe „vor“ ist in dem ersten Wort denkwürdig und (nach dem Beispiel von „vorherrschend“), aus einem so oft in der Wortbildung wirksamen Gleichklangbedürfnis, mit „wiegen“ verbunden worden. Richtig ist also: „überwiegend“, „vorherrschend“. — Eine ähnliche Verquickung von zwei Wörtern haben wir in den Bildungen „anbetreffen“ („was anbetrifft“) und „anbelangen“ („was anbelangt“). Das erste Wort hat sich von dem zweiten die Silbe „an“ geliehen, das zweite vom ersten die Silbe „be“. Man darf nur schreiben: „Was dies betrifft“ und „Was dies anlangt“.

Der Ausruf „Fahnen heraus!“ als Schlagzeile eines Werbebriefes gibt noch Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß es hier „Flaggen“ heißen müßte. Eine „Fahne“ ist etwas Einmaliges, ein nur in einem Stück hergestelltes Zeichen, ein Erzeugnis des Kunstgewerbes. Ein Regiment hat eine Fahne. Eine Flagge dagegen, gegenständlich aufgefaßt, ist ein Massenerzeugnis und als solches das flatternde Wahrzeichen eines Staates.

Zum Schluß das Wort „Diskriminierung“, das vor etwa zwei Jahren in der Politik aufgetaucht ist und meist falsch angewandt wird, obwohl

der „Deutsche Sprachverein“ wirklich sein Möglichstes getan hat, um die Beteiligten aufzuklären und zu warnen. „Diskriminierung“ heißt nichts anderes als „Unterscheidung“, wie man sehr leicht aus einem lateinischen, englischen oder französischen Wörterbuch feststellen kann. Die meisten denken aber bei „Diskriminierung“ an das „Kriminalgericht“ und verwenden das Wort „diskriminieren“ in der Bedeutung „zum Verbrecher stampeln“, „herabwürdigend“, „entehren“, „berunglimpfen“ usw. „Diskriminierung“ ist zur Zeit eins der beliebtesten Modewörter, und selbstverständlich weiß es auch der Kaufmann schon zu schätzen.

Zur Geschichte des Tanks im Weltkriege.

Von Carl Graf von Klinckowstroem.

Aus der Zeitschrift „Deutsche Technik“.

Die Entente verfügte bei Kriegsende über 6600 Tanks, während Deutschland einschließlich der erbeuteten nur 60 dieser Kampfwagen besaß. Es ist vielleicht an der Zeit, über die Gründe für diese auffallende Tatsache einiges zu sagen. Der Kampfwagen, wie er im September 1916 auf englischer Seite zuerst an der Front auftauchte, ist nur zum Teil eine englische Erfindung. Wenn man von den Versuchen des Hauptmanns a. D. F. Schneider absieht, der in den Jahren 1871 bis 1884 zu Kassel für militärische Zwecke Raupenwagen mit endloser Schienenkette, die um die Laufäder lief, baute, so ist der englische Tank aus den Kettenmotoren mit Oltmotor für landwirtschaftliche Zwecke entwickelt worden, wie sie seit etwa 1904 die Firma Hornsby & Sohn in Grantham baute. 1907 machte die englische Heeresverwaltung mit diesen Caterpillars die ersten Versuche. Erst lange nach dem Kriege ist bekannt geworden, daß der damalige österreichische Oberleutnant, jetzige Militäroberbaurat im Wiener Heeresministerium Burszyn bereits 1911 einen „Motorgeschütz“ genannten Kettenpanzerwagen gebaut und in Oesterreich 1912 patentiert bekommen hat. Burszyn hat dabei schon an die Überwindung von Geländehindernissen durch bewegliche Ausleger gedacht. Es ist nicht bekannt geworden, ob diese Konstruktion praktisch ausgeführt wurde oder durchführbar war.

Derjenige, der diesen entscheidend wichtigen Gedanken, ohne Burszyn zu kennen, dann im November 1914 als wichtigstes Element seiner Kampfwagenkonstruktion ausgearbeitet und darauf am 27. 11. 1914 das deutsche Reichspatent Nr. 306 121 erhalten hat, ist der deutsche Ingenieur Hugo E. Bremer (Neheim-Ruhr), der im Jahre 1900 mit der bedeutungsvollen Erfindung des Glammenbogenlichts, auch „Bremerlicht“ genannt, an die Öffentlichkeit getreten war. Dieses Patent ist als das Fundamentpatent aller Tanks für hohe Hindernisse anzusehen. Der wesentliche Teil des Anspruchs lautet: Die Anordnung eines mit Ketten unter Rollenvermittlung bespannten Auslegers, der in schräger Richtung (gegebenenfalls) nach oben so weit hochgeführt werden kann, daß auch solche Hindernisse überschritten werden können, die den Boden des Fahrzeuges überragen. Dadurch kann man bei richtiger Dimensionierung nicht nur jedes Bodenhindernis überschreiten, sondern der auslegerartige Vorbau verlängert auch die Auflagesfläche des Fahrzeugs im Falle des Überschreitens eines Grabens, wenn es sich nach vorn neigt. Der Vergleich der Seitenansicht des englischen Tanks mit der Patentzeichnung von Bremer zeigt eine auffallende Übereinstimmung in dieser Einzelheit, und die Praxis hat erwiesen, daß die große Leistungsfähigkeit der Tanks gerade auf diesem Organ der Erfindung beruht.

Bremer stellte im Winter 1914/15 ein kleines Modell fertig und konnte im Juni 1915 Sachverständigen bereits ein Fahrzeug vorführen, das mit schwerer Stahlpanzerbelastung über schwankenden Moorboden fuhr und dabei Gräben wie hohe Hindernisse überwand. Vertreter der zuständigen Verkehrstruppen würdigten zwar die gezeigten Leistungen, meinten aber, das seien „Kunststücke“, die für Heereszwecke nicht in Frage kämen. Auch die Vertreter der Abteilung A 7 V des Kriegsministeriums, denen Bremer sodann nach einiger Zeit seinen Tank vorführen durfte, wollten den

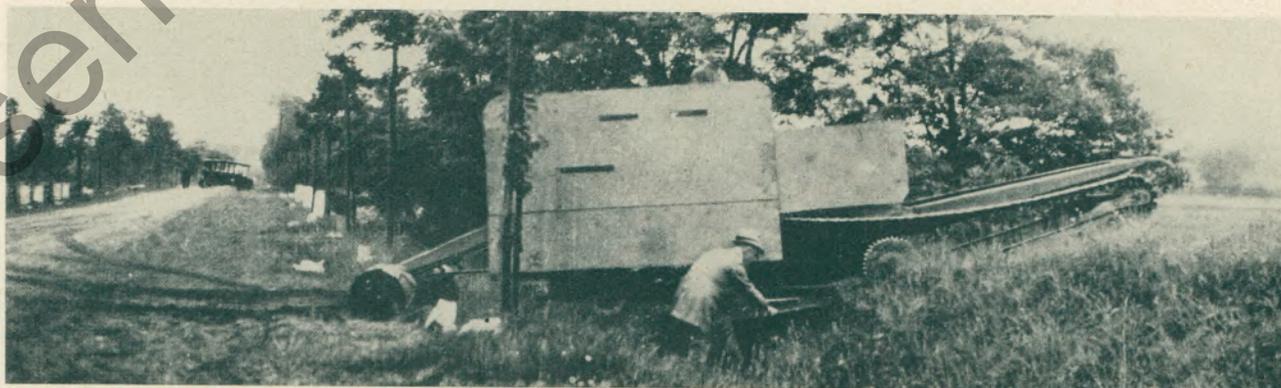
Kampfwert eines solchen Wagens nicht zugeben, doch regten sie wenigstens den Bau eines Munitionstransportwagens nach dem Bremerschen Prinzip an, der in weichem Boden nicht stecken bleiben könne. Bremer nahm einen solchen Transportwagen und außerdem — auf eigene Kosten — einen Schnellkampfwagen in Angriff.

Als dann im Herbst 1916 die ersten englischen Tanks — bekanntlich zuerst nicht ernst genommen — an der Westfront auftauchten, da erinnerte sich das Kriegsministerium des vorgeführten Wagens und erkundigte sich nach dem in Auftrag gegebenen Munitionstransportwagen. Im Oktober kam es zur Besichtigung des Modellwagens, und obwohl Bremer diesen als noch nicht hinreichend durchgearbeitet und bei schwerer Belastung „den Strapazen nicht gewachsen“ bezeichnete, wurde ein genereller Lizenzvertrag geschlossen und eine Anzahl dieser Wagen bestellt, weil man unbedingt eiligst einige Kettenwagen an die Front bringen wollte. Der Januar 1917 wurde als Lieferungsfrist für den ersten Wagen vereinbart. Noch vor diesem Zeitpunkt kamen von der Front weitere aufsehenerregende Nachrichten über die Wirkung der englischen Tanks. Nun sollte mit größter Hast gearbeitet werden. Anfang Dezember — also noch vor dem Liefertermin — wurde der Modellwagen beschlagnahmt und zwecks Nachbau anderen Firmen zugeführt.

Bremer ließ sich durch diese Härte nicht entmutigen und baute unter erheblichen Opfern an seinem Wagen für Kampfwzwecke weiter. Da wurde der erste englische Tank erobert und seiner erstaunlichen Leistungen wegen im Zoologischen Garten in Berlin öffentlich ausgestellt. Bremer regte damals im Interesse einer beschleunigten Gegenwirkung und seine eigenen Interessen zurückstellend an, diesen englischen Tank ohne Zeitversäumnis durch Konstruktionsänderungen einfach nachzubauen und serienweise herzustellen. Er wurde jedoch dahin verständigt, daß man nicht wünsche, seine Patentrechte zu benutzen, obwohl bereits der Lizenzvertrag bestand. Diese Möglichkeit, die Situation noch zu retten, wurde damit verfehlt. Die Heeresverwaltung legte vielmehr Wert darauf, unter großem Kostenaufwand ihr eigenes neues Modell zu bauen — nach der Abt. A 7 V des Kriegsministeriums „A 7 V-Wagen“ genannt —, dessen Fertigstellung aber viele Monate in Anspruch nahm, so daß es erst viel später an der Front Verwendung finden konnte.

Im Laufe dieser Zeit stellte Bremer selbst verschiedene Fahrzeuge her, u. a. solche mit 100 PS und einen Schnellwagen, der mit 30 km Geschwindigkeit 2 m breite Gräben überschreiten konnte. An die fünfzig Patente auf Einzelteile wurden ihm erteilt. Bremer vermochte aber zunächst nicht einmal, die Heeresverwaltung dazu zu bewegen, sich die Fortschritte seiner Konstruktionen anzusehen. Dies erreichte er erst nach längerer Zeit auf Grund von Sachverständigengutachten, u. a. von Geheimrat Joffe, der darauf hinwies, daß einige wichtige Funktionen, insbesondere die Leichtigkeit der Steuerung, diejenigen aller bis dahin bekannten feindlichen Konstruktionen überträfen. Diesmal gab auch eine Kommission der Heeresverwaltung einen günstigen Bericht an ihre vorgesetzte Behörde ab. Und jetzt sollten endlich die Modellwagen nach Berlin gesandt werden. Sie wurden jedoch durch den ersten Eisenbahnstreik aufgehalten. Es war nämlich inzwischen Herbst 1918 geworden. Mit dem Waffenstillstand fand dann auch dieses bisher unbekannte Kapitel der deutschen Kriegsgeschichte seinen tragischen Abschluß.

Während Hugo E. Bremer für die gebrachten pekuniären Opfer trotz seinem Vertrage mit der Heeresverwaltung nicht entschädigt wurde, hat das Ausland wenigstens ideell die Priorität seiner Erfindung anerkannt. Das ihm erteilte Patent der Vereinigten Staaten von Amerika vom 13. Juli 1926 fußt auf seiner deutschen Patentschrift vom 27. November 1914. Ob die englische Kommission von Sachleuten, die den englischen Tank baute, durch ihren Nachrichtendienst von den Versuchen Bremers unterrichtet wurde oder von selbst später auf das wichtigste Detail, den beweglichen Ausleger, kam, bleibt eine unbeantwortete Frage. Jedenfalls haben die Engländer es verstanden, uns in der Anwendung eines der wichtigsten Kriegsmittel zuvorzukommen, das auch in einem künftigen Kriege eine entscheidende Rolle zu spielen berufen sein dürfte.



Kettenpanzerwagenmodell von Hugo E. Bremer,
das er im Juni 1915 in Berlin Sachverständigen vorführte.

Wissen und Fortschritt.

SOS-Rufe aus dem Erdinnern!

Entgegen allen Theorien, die besagen, daß man, hunderte Meter unter der Erdoberfläche, keinen Radiosender vernehmen und im Erdinnern nur mit ungeheuren Kosten Radiosendestationen errichten könne — da nämlich die Erdmassen die Radiowellen „verschlucken“ —, entgegen all diesen Annahmen hat in jüngster Zeit Ingenieur V. Fritsch aus Brünn den Beweis dafür erbringen können, daß man unter bestimmten Voraussetzungen das Radio auch im Bergbau verwenden kann.

Ingenieur Fritsch hat in einem Bergwerkschacht von 300 Meter Tiefe klar und laut die Sendungen weit entfernter Radiostationen abhören können. Andererseits hat er den genialen und überaus bedeutsamen Plan zur Entwicklung eines „Grubensunks“ entworfen, der vor allem die Rettung von Bergleuten im Falle eines Grubenunglücks bezwecken soll. Versuche in verschiedenen Bergwerken haben bereits die Brauchbarkeit und damit die Nützlichkeit unterirdischer Radiosender erwiesen. So wird es in absehbarer Zeit vielleicht möglich sein, den im Berginnern eingeschlossenen Bergleuten rechtzeitig Hilfe zu bringen, auch wenn alle Drähte und Kabel zerrissen sind. Denn der Grubensender soll seine Hilferufe automatisch und ohne Unterbrechung zur Erde hinauf senden, die Rettungsmannschaften somit ständig über den kürzesten Weg zur Unglücksstätte orientieren. Bisher waren die Retter meist nur auf die Klopfzeichen der Eingeschlossenen angewiesen, die oftmals früher verstummen, als den Hilferufenden Hilfe gebracht werden konnte, und manchmal sogar überhaupt nicht gehört werden konnten.

Der neue SOS-Grubensender, der am besten an wasserführenden Erdschichten errichtet wird, ist so konstruiert, daß er durch einen Druck auf einen Knopf sogleich in Betrieb gesetzt wird und nunmehr automatisch seine SOS-Rufe monoton und ohne Pause zur Oberwelt schickt. Trockenbatterien speisen ihn, seine Radiolampen sind in Metallmäntel gehüllt, die ganze Anlage ist im übrigen fest gebaut, damit sie auch bei schweren Katastrophen nicht versage.

Ärztliche Fernbehandlung durch Radiostrahlen möglich geworden!

Der Leiter der Kurzwellenstation an der Nervenklinik in Wien, Dr. C. Weissenberger, hat soeben seine Utopie — Wirklichkeit werden lassen. Es ist ihm gelungen, Heißstrahlen durch mehrere Zimmer, durch Türen und Mauern hindurch, auf 200 Meter Entfernung drahtlos bei seinen Patienten zur Wirkung zu bringen; dabei konnte er überraschende Heilerfolge erzielen.

Die Heißstrahlen sind nichts anderes als Kurzwellen, die man schon bisher in der Medizin verwendet hat, allerdings stets nur mit Hilfe des Drahtes, indem man die elektrischen Pole bzw. Kondensatorplatten der Kurzwellenapparatur direkt an die Haut des Kranken anlegte. Dr. Weissenberger hat nun eine Vorrichtung konstruiert, die mit wenigen Volt kürzeste „Radiowellen“ in den freien Raum strahlt. Um diese Strahlen dann auf dem Krankheitsherd zu sammeln, ist nur notwendig, diesen mit einem metallhaltigen Lamégewebe zu bedecken; die übrigen Körper und Körperteile im Strahlenfeld werden nicht bestrahlt!

Diese neuartige Fernschwachbestrahlung hat sich bereits bei verschiedenen Krankheiten sehr gut bewährt; besonders günstig wirkt sie gegen Gesichtsnervalgie und andere Nervenschmerzen; sie vermag auch Blutgefäßkrämpfe sofort zu lösen, und verschucht alsbald Migräneanfälle, Kreuzschmerzen, Schnupfen, Atemnot u. a. m.

Ob darüber hinaus der Arzt von morgen und übermorgen mit seinem „Fernbehandlungsapparat“ über ganze Straßenzüge hinweg Heißstrahlen seinen Patienten drahtlos zuschicken wird können, kann heute noch nicht

gesagt werden; unmöglich scheint die Lösung dieses Problems jedenfalls nicht mehr!

NB. Ausführlich befaßte sich u. a. die angesehenere „Wiener Klinische Wochenschrift“ mit der neuen Erfindung.

Rohöl-Absperrventile.

Seit jeher wird in Erdölgruben über die rasche Verrostung und die dadurch bedingte kurze Lebensdauer der üblichen Ventile geklagt; sie ist auf den hohen Schwefelsäuregehalt der Rohöle und Erdgase zurückzuführen.

Nun hat die Petroleum Equipment Co. in Fort Worth, Texas, die Kallon-Ventile geschaffen, die aus hitzebeständiger Nickel-Kupfer-Legierung bestehen. Sie zeichnen sich durch große Beständigkeit aus, während in einer der Erdölgruben in Westexas die mittlere Lebensdauer von Stahlventilen dreißig Tage betrug, konnten die Kallon-Ventile bei ununterbrochenem Betrieb durch mehr als fünf Monate benützt werden und zeigten auch dann nur geringe Anzeichen von Korrosion. Hier ist somit ein wesentlicher Fortschritt erzielt worden, zumal auch das nicht ganz einfache Aus- und Einbauen der auszuwechselnden Ventile nunmehr nicht so häufig vorgenommen werden muß. R. C.

Neonbeleuchtung für Gärtnereien!

Die in den letzten Jahren wiederholt unternommenen Versuche, das Pflanzenwachstum — besonders in den Wintermonaten — durch Beleuchtung mit elektrischen Glühlampen zu fördern, haben im allgemeinen keine bedeutsamen Erfolge gezeitigt; man erhielt bestenfalls lange, doch dünne und darum schwache Gewächse, die dem Züchter wenig Freude bereiteten. Das hat, wie man jetzt weiß, vor allem in der Tatsache seinen Grund, daß die Glühlampen überwiegend Wärme liefern und nur einen geringen Teil der elektrischen Energie als Licht abgeben.

In jüngster Zeit ist man darum auf der Versuchsstation der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Wageningen in Holland dazu übergegangen, Pflanzen statt mit den gewöhnlichen elektrischen Glühlampen mit Neonlampen zu beleuchten. Diese erzeugen nur wenig Wärmestrahlen, dafür aber viele Lichtstrahlen, ganz besonders jene roten und gelben Strahlen, die Chlorophyll, also das Grün der Blätter und Stengel, sehr gut aufnimmt.

Man hat in Wageningen Gurken durch zwei Wochen — täglich acht Stunden lang — mit Neonlicht beleuchtet; dadurch erzielte man einen viel höheren Ertrag, als bei unbestrahlten Gurken, der sich in einer bedeutenden Erhöhung des Verkaufspreises ausdrückte. Ganz ähnlich günstige Erfolge ergaben Erdbeeren (die man aber gleichzeitig auch noch mit Kohlensäure begasen muß) und verschiedene Blumenarten, wie z. B. Begonien.

Die Neonlichtstrahlen fördern in der jugendlichen Pflanze die Chlorophyllentwicklung wesentlich; dadurch wird — in den ersten Wochen des Wachstums — ein Vegetationsvorsprung vor den unbestrahlten bleibenden Pflanzen erzielt, der von letzteren nicht mehr aufgeholt werden kann. Allerdings kostet das Neonlicht Geld, und so ist es klar, daß nicht jede Gärtnerei ihre Glashäuser damit versorgen können wird, und daß es nur bei einzelnen Pflanzenarten (und wohl nur zur Winterzeit) lohnend sein kann, auf diese Weise ihr Wachstum zu fördern. R. C.

Eisenbahnräder verschwinden...

Über die Abnützung des Eisenbahnmaterials sind in letzter Zeit seitens der Zentralverwaltung der französischen Eisenbahnen eingehende Untersuchungen ausgeführt worden, die zu beachtenswerten Ergebnissen geführt haben.

„Das Werk“ auf der Funkwelle.

Die im 15. Jahrgang erscheinende Zeitschrift der Vereinigten Stahlwerke, „Das Werk“, hat längst schon die Gebundenheit eines bloßen Werksorgans überwunden und zählt in der bunten Vielfältigkeit ihres Inhaltes und in der verantwortungsvollen Überlegtheit ihres kulturellen Wollens zu den maßgeblichsten und anregendsten Monatsschriften. Erfreulich an ihr ist, daß sie trotz der Gediegenheit und geistigen Weite ihres Inhaltes niemals die Grundlage einer gesunden Volkstümmlichkeit verläßt.

Leser aller Schichten und Bildungsvoraussetzungen finden in jedem Heft wertvolle und unaufdringliche Belehrung aus allen heutigen Lebensgebieten und zugleich eine fördernde und geschmackvolle Unterhaltung.

Daß eine Zeitschrift von solchen Qualitäten einen mit besonderer Liebe und viel Geschmack betreuten bildkünstlerischen Teil besitzt, versteht sich von selbst.

Willi Schaeferdiek,

„Blick in die Zeitschriften“
im Reichssender Köln.

So wurde gefunden, daß im Durchschnitt jedes Eisenbahnrad beim Befahren einer Strecke von 100 Kilometer 8,5 Gramm, wenn das Rad gebremst wird, sogar 13 Gramm seines Gewichtes verliert. Dabei sind hier Räder aus bestem Stahl angenommen; bei minderwertigerem Material wären die Substanzverluste noch größer! Ein Zug mit fünf- und zwanzig zweiachsigen Waggons, der auf einer Strecke von 50 Kilometer den Lokalverkehr besorgt, hat auf diese Weise bei zehn Hin- und Rückfahrten von zusammen 1000 Kilometer bereits einen Rädergewichtsverlust von rund 10 Kilogramm aufzuweisen!

Jedes Eisenbahnrad verliert somit ständig an Gewicht! Zuerst sind es nur Gramme, dann Deka- und Kilogramme; auf diese Weise kann es bis zu 15 Kilogramm leichter werden; dann aber muß es ausgewechselt werden. Das ist schon nach fünf bis acht Jahren erforderlich. Während dieser Zeit hat das Eisenbahnrad rund 100 000 bis 150 000 Kilometer zurückgelegt. . .

Frankreich muß alljährlich über hunderttausend Eisenbahnräder auswechseln, die „zu leicht“ geworden sind, also die äußerste Abnutzungsgrenze schon erreicht haben. Das Gewicht von Hunderten Eisenbahnrädern geht alljährlich allein auf den französischen Eisenbahnen durch Abnutzung verloren; wohin es kommt, weiß niemand . . . Eisenbahnräder verschwinden spurlos. R. E.

Das Problem des Heißluftballons gelöst.

Schon vor hundertfünfzig Jahren wurde von den Brüdern Montgolfier erstmalig angeregt, mit einem Heißluftballon die Reise durch die Lüfte zu versuchen. Aber trotz wiederholter Bemühungen blieben alle derartigen Versuche bis jetzt vergebens. Erst in jüngster Zeit haben einige junge Wiener das alte Problem von einer neuen Seite her aufgegriffen und auch schöne Erfolge erzielen können. Schon im Vorjahre war es dem Wiener Brunner in Deutschland gelungen, sich über eine halbe Stunde lang mit einem Heißluftballon in der Luft zu halten. Seither haben drei andere junge Flieger aus Wien an der Konstruktion eines neuen Heißluftballons gearbeitet und Ende Juni den Beweis dafür erbracht, daß er die in ihn gesetzten Hoffnungen erfüllt.

Der neue Heißluftballon heißt nach seinem Erbauer „A. Marek I“. Er ist mit (gewöhnlicher) Luft gefüllt; das Füllen (mit Hilfe eines Propellers) dauert eine Viertelstunde. Dann tritt die neuartige Petroleumheizvorrichtung in Tätigkeit — und schon hebt sich der Ballon mit seiner Befahrung in die Luft!

Der fünfundzwanzigjährige Flugzeugtechniker A. Marek und seine gleichaltrigen Gehilfen und Freunde Müller und Emmer hoffen, mit ihrem Heißluftballon, der noch weiter vervollkommen werden soll, zunächst Höhen von 4000 bis 5000 Meter zu erreichen und Fahrten von sechs und mehr Stunden über Land durchzuführen zu können. In Fachkreisen ist man der Ansicht, daß die Erfindung bedeutsam werden kann; darum hat an der ersten Probefahrt auch Oberstleutnant Mannsbarth, der Vizepräsident des Österreichischen Aeroclubs, teilgenommen. R. E.

Lagerräume nicht zu tief kühlen!

Sehr interessante Versuche über die Wirkung tiefer Temperaturen bei der Lagerung von Früchten hat der Forscher J. A. Berry am U. S. Bureau of Plantation in Seattle, USA., vor kurzem durchgeführt. Er beobachtete genau die Abnahme der Mikroorganismen in luftdichten und in nichtverschlossenen Packungen von Brombeeren, Erdbeeren und Himbeeren während dreizehn Monate. Die Abnahme der Mikroorganismen betrug im Durchschnitt bei einer Kühllhaltung auf — 20 Grad Celsius nur 40 %; bei einer Temperatur von — 10 Grad Celsius wurden jedoch 99 % und bei — 2 Grad Celsius sogar über 99 % der vorhanden gewesenen Mikroorganismen abgetötet. Somit ergibt sich, daß Früchte am besten bei Temperaturen von — 2 bis — 10 Grad Celsius aufbewahrt werden. Es ist dies wahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß in diesem Temperaturintervall aus den Früchten frische Kohlenäure entwickelt wird, die keimtötend wirkt, während sie bei tieferen Temperaturen nicht mehr gebildet werden kann. R. E.

Die vitaminreichsten Pflanzen.

Lange war man der Ansicht gewesen, daß Zitronen und Orangen den höchsten Gehalt an Vitamin C (das auch antiskorbutisches Vitamin heißt) aufweisen; Menschen, die keine Pflanzennahrung zu sich nehmen, erkranken schließlich an Skorbut, der sogar zum Tode führen kann. In jüngster Zeit wurden nun sehr eingehende Untersuchungen über natürliche Vitaminträger im „Institut für Ernährungsphysiologie“ in Moskau von den bekannten russischen Forschern N. Jarussowa, N. Schepilewskaja und B. Janowskaja durchgeführt, die zu sehr überraschenden Ergebnissen kamen. Den höchsten Gehalt an Vitamin C — und zwar 500 Einheiten im Liter Saft — enthalten kaukasische Mandarinen, sowie Aufgüsse von Lannennadeln, schwarze Johannisbeeren (*Ribes nigrum*), Vogelbeeren (vom Vogelbeerbaum, *Sorbus aukuparia*, auch gemeine Eberesche genannt) und schließlich grüne Zwiebeln.

Wenig bekannt ist, daß man nunmehr dazu übergegangen ist, Lannennadelaufgüsse bei der Erzeugung von Marmeladen mitzuverwenden. Marmeladen, die einen Zusatz von nur 10 % Lannennadelaufgusskonzentrat beigefügt erhielten, weisen den gleich hohen Vitamin-C-Gehalt auf wie grüne Zwiebel! R. E.

Der ungefährlichste und doch wirksamste Sprengstoff.

Sprengstoffe haben oft die Gewohnheit, im unrichtigen Augenblick zu explodieren und dann gewaltigen Schaden anzurichten. Nun hat die bekannte amerikanische Firma du Pont Company in Wilmington, Del., einen Sprengstoff „Nitramon“ erfunden und zu erzeugen begonnen, der nur unter ganz bestimmten Bedingungen zur Explosion gebracht werden kann. Die stärksten Zündkapseln bleiben beim Nitramon wirkungslos, und ebenso ungefährlich ist es, wenn man eine Gewehrkugel in den Sprengstoff hineinschießt. Lediglich große Dynamitpatronen bringen ihn aus seiner „Ruhe“, das heißt zur Explosion. Damit ist zweifellos ein wesentlicher Fortschritt auf dem Gebiete der Spreng- und Schießstoffe erzielt worden. R. E.

Grünes Licht verhindert Ranzigwerden!

Im Auftrage des „U. S. Department of Agriculture“ in Washington hat der amerikanische Chemiker Mayne R. Coe Untersuchungen zur Hintanhaltung des Ranzigwerdens von fetthaltigen Stoffen angestellt. Er fand, daß grünes Licht (von 4900 bis 5800 Angström-Einheiten) die geringste Zersetzung in Fettstoffen hervorruft. Es wird darum empfohlen, fetthaltige Waren in Räumen aufzubewahren, die nur von grünem Licht beleuchtet sind. R. E.

Geschmacksmessung auf elektrischem Wege.

Geschmacksurteile sind immer sehr vorsichtig aufzunehmen; was dem einen schmeckt, kommt dem anderen ungenießbar vor. Die Westinghouse-Elektrizitätsgesellschaft hat nun vor kurzem einen eigenartigen Apparat konstruiert, der die Welt von allen persönlichen Geschmacksurteilen unabhängig machen will. Er beruht auf der Tatsache, daß saure Lösungen den elektrischen Strom besser leiten als andere, daß also die Stromleitfähigkeit abhängig ist von dem Säuregrad einer Flüssigkeit. Zur Geschmacksmessung werden zwei feine, nadelförmige Elektroden in die zu untersuchende Flüssigkeit getaucht, z. B. durch die Obstschale hindurchgestochen (um so den Säuregrad des Obstsaftes festzustellen). Die Nadeln sind mit einem genau geeichten Meßgerät verbunden, auf dessen Skala gleich abgelesen werden kann, wie sauer bzw. wie süß die untersuchte Ware ist. Die elektrische Zunge — so kann man das neuartige Meßgerät bezeichnen — ist unbestechlich; ihr Urteil wird in Zahlen angegeben und ist darum einwandfrei. Wir werden sogar bald Geschmacksnormen aufstellen können! R. E.

Ein neues Welt-Längenmaß?

Die rote Radiumlinie des Radiummetalles wird von der „Studiengesellschaft für elektrische Beleuchtung (Osram)“ als neues Welt-Längenmaß angekündigt. Es werden dann auf der ganzen Welt Längen nicht mehr nach Metern, Zoll und so weiter, sondern nach der Wellenlänge der (wegen ihrer Störungsfreiheit in spektroskopischer Hinsicht ganz besonders geeigneten) roten Radiumlinie von 6438 Angström gemessen werden, die etwa 1,5 milliohen Meter ausmacht. Die für den täglichen Gebrauch beibehaltenen Maßeinheiten werden durch Gesetze der einzelnen Länder in feste Beziehung zu der roten Radiumlinie zu bringen sein. R. E.

Einfachste Methode zum Schutz von Obst gegen Kälte.

Bekanntlich geht sehr viel Obst im Winter beim Transport zugrunde: es gefriert und ist dann nicht mehr genießbar. Nun empfiehlt das amerikanische Department of Agriculture ein sehr einfaches und billiges Verfahren, Obsttransporte vor der schädigenden Einwirkung von Kälte zu schützen. Man braucht nur nasse Hobelspäne auf den Boden der Transportwaggons auszubreiten — und sichert sich damit vor oft großem Schaden! Wenn nämlich Frost auftritt, verwandelt sich zunächst das Wasser der Späne in Eis, wodurch Wärme gebildet wird, die ausreicht, das Obst vor dem Gefrieren zu beschützen, ins solange feuchte Späne vorhanden sind. R. E.

Der Nussknocker

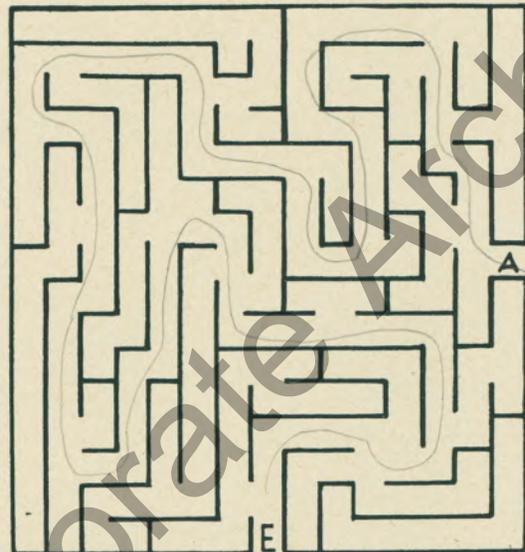
Wortreifeinsekrätsel.

1				2			3			4			
5				6			7			8			
9			10				11		12				13
		14				15							16
	17			18				19				20	
		21			22			23		24			

Es sind zunächst 24 Wörter von folgender Bedeutung zu suchen:
 1. Herbstblume - a. 2. Körperteil - i. 3. Wasserfahrzeug - h. 4. Verwandte - t - e. 5. Sächsischer König - l - t. 6. Teil des Beines - i. 7. Einzelnzahl - a. 8. Neugefalter Preußens - t. 9. Deutscher Philosoph - t. 10. Stadt in Jugoslawien - s. 11. Strom in Afrika - l. 12. Halbedelstein - a - a. 13. Qualm - r. 14. Wurzel der Bescheidenheit - m. 15. Kriechtier - g - e. 16. Ehemaliges Oberhaupt von Venedig - o. 17. Zuchtpeitsche - u - t. 18. Frucht - s - o. 19. Seemann - l - o. 20. Peiniger - e - r. 21. Kirchenstrafe - b. 22. Prophet - m - a. 23. Gewürz - a - s. 24. Befugnis - r - e.

Aus diesen 24 Wörtern sind die angegebenen Buchstaben wegzulassen. Die 24 Wortreife sind in obige Figur hinter den entsprechenden Ziffern so einzusetzen, daß sich eine Aussprache von Ulrich v. Hutten ergibt. E. H.

Irrgarten.



Auf welchem schnellsten Wege gelangt man durch den Irrgarten vom Eintritt E zum Ausgang A?
 W. J.

Scherzrätsel.

Zwar steht's an jedem Zimmer,
 Doch nie sieht man's im Haus.
 Es kommt mit aller Ruhe,
 Lebt aber auch in Braus.
 Wie seltsam: jeder Ritter
 Hat es am Kopf, am Fuß.
 's ist Ende vom Gewitter,
 Beginn beim Regenguß.

W. J.

Rätsel.

Mein Wort ist allzeit Mittelpunkt des Körpers.
 Ein „L“ davor, und über alles geht's im Nu.
 Setzt noch ein „E“ du gesund an den Anfang,
 Ist es ein Ding, das täglich brauchen ich und du.
 Nimmst du das „L“ nun wieder fort
 Und noch den Kopf vom Rätselwort,
 So bleibt ein trüber Schlamm zurück,
 Der nur der Dotterblume Glück.

Magisches Quadrat.

•	•	•	•	•
•	•	•	•	•
•	•	•	•	•
•	•	•	•	•
•	•	•	•	•

An Stelle der Punkte sind die Buchstaben a, a, b, d, d, e, e, e, e, e, i, l, l, p, p, r, r, r, s, t, u, u so zu setzen, daß die waagerechten und senkrechten Reihen einander gleichlautende Wörter ergeben.

1. Rixe, Riß. 2. Kosmetikum. 3. Abschiedsgruß (Fremdwort). 4. Vakuum. 5. Unklar. W. J.

Lösungen aus dem Augustheft.

Geheimschrift.

Der Ruf.

Uns alle fragt heute das Schicksal, fragen die Geister unserer gefallenen Kampfgenossen, ob wir die Letzten sein wollen einer dem Untergang geweihten oder die Ersten der neuen Zeit.

Professor Dr. Fritz Specht, Erlangen.

Schlüsselwörter: 1. Abend. 2. Monopol. 3. Klagenfurt. 4. Schweiz.

Zitat von Paul Heyse.

Nur nicht gleich das Schwert gewetzt
 Und das Beil geschliffen!
 Was ihr niemals überschätzt,
 Habt ihr nie begriffen!

Silbendoppelrätsel.

1. Weste. 2. Nicaragua. 3. Orange. 4. Kommentar. 5. Taschentreibe. 6. Ardenner. 7. Maskenball. 8. Arosa. 9. Eberhard. 10. Alligator. 11. Elevator. 12. Baumwolle. 13. Wallenstein. 14. Urteil. 15. Partei. 16. Polen.

Wenige Menschen denken, aber alle wollen urteilen.

Verschieberätsel.

Emil Kirdorf — Fritz Grillo (†).

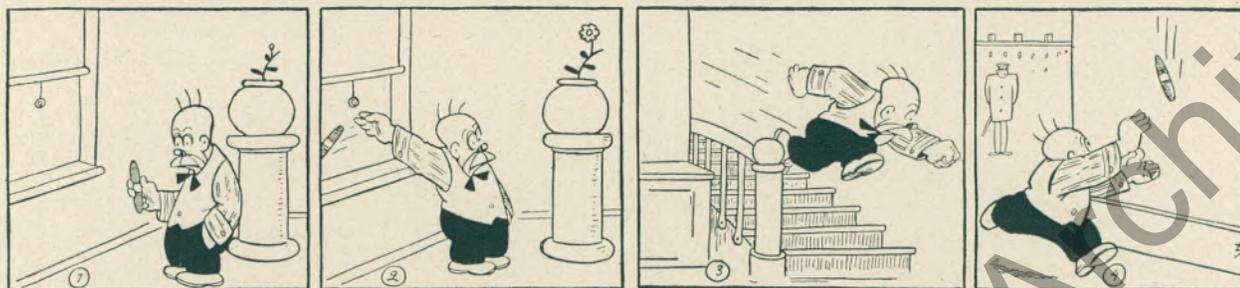
Silbenrätsel.

1. Diskus. 2. Isolari. 3. Einhorn. 4. Jffland. 5. Dortmund. 6. Esmeralda. 7. Epidermis. 8. Ultimatum. 9. Nirwana. 10. Diogenes. 11. Drusus. 12. Abfindung. 13. Sellerie. 14. Erwerb. 15. Walküre. 16. Information. 17. Griechenland. 18. Epidemie.

Die Idee und das Ewige sind das Maßgebende.

Die Botanikerkrommel

enthaltend die buntesten im veranschauligten Monat
eingefangenen Spottwörter



Zeichnung: D. Jacobson.

Aus „Adamsen“. Verlag Dr. Gösler & Co., Berlin.

Fester Vorsatz.

Der Schulinspektor trat ins Klassenzimmer. Peter war gerade an der Reihe. Der Lehrer hatte ihn eben gefragt, und er antwortete: „Ich ist...“ „Einen Augenblick“, unterbrach ihn der Schulinspektor, „es heißt nicht ‚ich ist‘, sondern es heißt ‚ich bin‘. Und jetzt sprich!“ Peter wiederholte: „Ich ist...“ „Ich habe dir doch gesagt, es heißt ‚ich bin‘!“ „Ich ist...“, wiederholte Peter furchtsam. Der Schulinspektor tobte: „Wenn du jetzt nicht sofort ‚sagst ‚ich bin‘, bestrafe ich dich!“ Peter stotterte: „Ich bin ein persönliches Fürwort.“ (Kölnische Illustrierte.)

*

Das Schlüsselbein.

Ein Student der Medizin steckt in der mündlichen Prüfung. Der Professor fragt ihn, indem er ihm das Schlüsselbein eines Menschen vorlegt, was das sei. Da der Studiosus offenbar in Nöten ist, will ihn ein anderer Kandidat auf den Namen bringen und zeigt ihm von hinten einen Haus Schlüssel. Erleichtert atmet der Geprüfte auf und verkündet, auf das Schlüsselbeinweisend: „Herr Professor, das ist ein Hausknochen.“ (Boschzünder.)

*

Ein deutscher Tourist trifft beim Mittagstisch im Hotel mit einem dänischen Reisenden zusammen. Da sich die beiden nicht verständigen können, ist eine Unterhaltung ausgeschlossen. Nach Beendigung des Mahles erhebt sich der Deutsche mit dem gewohnten: „Mahlzeit!“ Hierauf steht der Däne auf, verbeugt sich und antwortet: „Tenssen!“ (Kölnische Illustrierte.)

*

Ein Angler hat den ganzen Tag am Ufer gefressen und nichts geangelt. Gegen Abend kam ein kleiner Junge mit einer ganz primitiven Angel, warf diese ins Wasser und fing einen großen Fisch. Beglückt ging er damit nach Hause. „Was für eine Sorte Fisch ist das?“ fragte der Vater. „Ich weiß den Namen nicht“, war die Antwort. „Aber da saß ein Mann am Wasser, der nannte ihn den Gipfel der Gemeinheit!“ (Die Koralle.)

*

Gehärtetes Fräulein! Entschuldigen Sie gietigst, daß mein Franzl die Schule verseinem mußte. Aber ich habe plötzlich über Nacht einen eutrigen Singer bekommen und dazu vier unmündige Kinder. Sie wissen schon, wie das ist. (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Gesangbuchkundig.

In einem niederschlesischen Städtchen wurde die Kirche renoviert und die bis dahin vorhandene Gasbeleuchtung durch eine elektrische ersetzt. Die Installation übertrug man einer Breslauer Firma, die zu diesem Zweck einen Ingenieur entsenden sollte. Nun war die Erneuerung der Kirche fast beendet, die Maler- und Zimmerarbeiten fertig, neues Gestühl angeschafft, sogar die neuen Lampen waren schon angebracht — nur der Ingenieur aus Breslau, der die Anslußerarbeiten leiten sollte, stellte sich nicht ein. Der Kircherrat schrieb einmal nach Breslau, ohne Erfolg. Nach ein paar Tagen mahnte er verzweifelt ein zweites Mal. Da erhielt er am nächsten Morgen ein Telegramm aus Breslau: „Aufschlagt Schlesiendes Kirchengesangbuch Nummer 12, Vers 6.“ Verdutzt schlug man das Gesangbuch auf und las unter der bezeichneten Stelle:

„Er wird nun bald erscheinen
in seiner Herrlichkeit
und euer Leid und Weinen
verwandeln ganz in Freud.
Er ist's, der helfen kann.
Macht eure Lampen fertig
und seid stets fein gewärtig,
er ist schon auf der Bahn.“

Mit dem nächsten Zuge war der Ingenieur da. (Boschzünder.)

*

Nebelfalter saß nichtsahnend am Wasser und angelte. Da kam ein junger Mann auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Herr, wer sie auch seien — bedenken Sie, daß jeder Fisch, den Sie fangen, eine Frau und fünfzigtausend unverfögte Kinder hinterläßt...“ (Die Koralle.)

*

Junger Arzt: „Ein Glück, daß Sie gekommen sind, Herr Kümmel, es war nämlich schon allerhöchste Zeit!“ „Das glaube ich Ihnen gern, Herr Doktor. Heutzutage braucht eben jeder Geld!“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

Peterchen sieht seine Mutter gedankenvoll an und fragt: „Mami, kam der Zug nicht ausrutschen?“ „Nein.“ „Warum nicht?“ „Weil wir mit Gott fahren.“ Peterchen sinnt und sinnt. „Das hätte ich nicht geglaubt“, murmelt er vor sich hin. „Ich hätte es nie geglaubt, daß der liebe Gott auch Personenzug fährt.“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Strasse 69. — Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 10211, Fernverkehr 10231. — D. A. 8500. „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Strasse 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.

thyssenkrupp Corporate Archives